

Die Torheit spricht:



Erstausgabe 1509 zu Basel : Petrinische Dffizin (Schwabe Verlag)
Illustrationen um 1515 von Hans Holbein dem Jüngeren.

Torheit ist die wahre Weisheit, eingebildete Weisheit ist Torheit

In diesem Meisterstück vorurteilsfreien Denkens erweckte Erasmus von Rotterdam die Gattung der ironischen Lobrede zu neuem Leben. Mit unübertroffener Leichtigkeit und rhetorischer Eleganz, rhythmischem Zauber und einzigartiger Musikalität zielt seine Rede nicht auf eine bestimmte Person, sondern auf alle denkbaren Dummheiten und Laster. Das "Lob der Torheit" ist ein unterhalt-sames Buch, das in seiner scharfsinnigen Überzeichnung zum Lachen reizt. Die philosophische Tiefe des Werkes besteht darin, daß die Torheit — ob als Aberglaube oder Dünkel, Sophismus oder Eitelkeit — nicht nur als verdammenswertes Laster gesehen wird, sondern auch als notwendige Illusion, die das Dasein überhaupt erst erträglich macht. Weisheit bedeutet demnach für Erasmus Erkenntnis der eigenen Beschränktheit und gelassenes Sichabfinden mit dem illusionären Charakter des Lebens:

BIOGRAPHISCHE GRUNDDATEN:

Erasmus von Rotterdam, (1466-1536) auch Desiderius Erasmus

Holländischer Philologe und Theologe,
bedeutendster Humanist in Europa.

In der Satire "Lob der Torheit" übt er Kritik an den kirchlichen Mißständen und richteten sich gegen die rationalistisch geprägte Scholastik der Kleriker. Er kämpfte gegen religiöse Intoleranz und Aberglauben.

Oft wird er als Wegbereiter der Reformation bezeichnet, doch grenzte er sich nach einem Streit mit Luther von ihr ab, beeinflusste sie jedoch nachhaltig durch seine Übersetzung des Neuen Testaments. Diese lagen Luthers Bibelübersetzungen zugrunde.

Erasmus von Rotterdam wurde am 27. Oktober 1466 in Rotterdam als unehelicher Sohn des Priesters Roger Gerard und einer Arztochter geboren. Er starb am 12. Juli 1536 in Basel.

Obwohl seine Eltern früh starben, genoss er eine hohe Ausbildung in einer Reihe von Priesterschulen. Nach seiner Priesterweihe im Jahre 1492 wurde er Sekretär des Bischofs von Cambrai, der ihn zum Theologiestudium nach Paris schickte.

Da das Klosterleben seinem Wesen nicht entsprach, widmete sich Erasmus einem weltlichen Broterwerb und wurde später vom Papst von seinen Ordensgelübden entbunden.

Ab 1499 setzte er seine wissenschaftlichen Studien auf zahlreichen Reisen nach Italien, England, in die Schweiz und die Niederlande fort. In Italien lebte er von 1506-09, und promovierte in Turin zum Doktor der Theologie. Seinen Lebensunterhalt bestritt er als Privatlehrer und Dozent. In diesen Jahren entstanden viele seiner Schriften. Er pflegte stets eine umfangreiche Korrespondenz (über 1.500 seiner Briefe sind erhalten) mit bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit.

Während seiner vier Reisen nach England lernte Erasmus Befürworter der neuen humanistischen Bildung kennen, darunter John Colet, der die Saint Paul's School in London gründete und unter dessen Einfluß das Neue Testament verstärkt in den Mittelpunkt seiner Studien rückte. Er machte die Bekanntschaft des Humanisten und Lordkanzlers Thomas More sowie William Grocyns, der in Oxford Griechisch lehrte. In Venedig machte er Bekanntschaft mit dem Verleger Aldus Manutius.

1535 zog Erasmus nach Basel. Dort lernte er den Verleger Froben kennen. Nachdem Basel offiziell von den Protestanten reformiert wurde, zog er sich nach Freiburg im Breisgau zurück. Jedoch kehrte er sechs Jahre später aus unbekannten Gründen 1535 nach Basel zurück. Hier starb er inmitten protestantischer Gelehrten, die lange seine engsten Freunde waren.

ARBEITSGEBIETE + ANLIEGEN:

Im Rahmen seiner theologischen Studien befaßte er sich mit der griechischen Sprache und entwickelte sich immer mehr zum Kritiker einer erstarrten Scholastik.

Als Humanist forderte er einen Ausgleich zwischen humanistischer Gesinnung und christlicher Frömmigkeit. Er wollte eine freie Wissenschaft, die sich unabhängig der kirchlichen Lehre entfaltet. Er wollte Humanismus und Christentum verbinden, indem er das Christentum als ethisch-religiöses Ideal auffasste:

Der Mensch sei zwar von Gottes Gnaden abhängig, aber er hat auch einen Freiheitsspielraum, der sich besonders dann bewähre, wenn es gelte Gutes zu tun. Nur dann nämlich, wenn ihm der besagte Spielraum verbleibe, erweise sich das Gute (besonders das in Selbstlosigkeit erreichte Gute), als wertvoll im Sinne der Moral und der Gebote, die jeden einzelnen meinen und doch überindividuelle Gültigkeit besitzen.

In vielen seiner frühen Werke übte Erasmus Kritik an kirchlichen Mißständen und wandte sich gegen die rationalistisch geprägte Scholastik (versucht kirchliche Glaubenslehren durch Vernunft zu beweisen und sie in ein einheitliches Gedankengebäude zu bringen.) der Kleriker.

Die Werke des Erasmus zeugen nicht nur von seiner Gelehrtheit, sondern weisen ihn auch als sprachgewandten, aufgeschlossenen und geistreichen Literaten aus. Mit seiner bedeutenden Sammlung lateinischer und biblischer Sprichwörter, der „Adagia“ (oder „Collectanea adagiorum“), begründete er 1500 seinen Ruhm. Als Befürworter zu einer Rückkehr zur einfachen christlichen Ethik gab er sich in seinem Werk „Enchiridion militis christiani“ („Handbüchlein des christlichen Soldaten“, 1503) und der berühmten satirischen Schrift „Morias enkomion seu laus stulticiae“ oder „Encomium Moriae“ („Das Lob der Torheit“, 1509) zu erkennen. In „Novum instrumentum omne“ (1516) übersetzte er den griechischen Text des Neuen Testaments neu in Latein und versah ihn mit kritischen Kommentaren. Es wurde in alle anderen europäischen Sprachen übersetzt und wurde so einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich.

Da Erasmus mit diesen Werken großen Einfluß auf das theologische und geistige Leben seiner Zeit ausübte, gilt er als Vorläufer der Reformation. Aufklärerische und pädagogische Ziele verfolgte er mit seinen Schriften „De Ratione Studii“ (1511) und „De Pueris Satim ac Liberaliter Instituendis“ (1529). Er vertrat darin die Auffassung, daß Kindern vor dem Eintritt in die Schule im Elternhaus Grundkenntnisse des Lateinischen und der christlichen Religion vermittelt werden sollten. Das Erlernen des Lateinischen habe sich zunächst mittels Konversation und später anhand grammatischer Regeln zu vollziehen.

LEISTUNGEN + FEHLSCHLÄGE:

Im geistigen Austausch mit Freunden und Gelehrten trug Erasmus dazu bei, daß sich der Humanismus in England durchsetzte und insbesondere das Studium der klassischen Sprachen als Mittel zur Vertiefung christlicher Bildung Bedeutung erlangte.

BETEILIGT AN FOLGENDEN KONFLIKTEN, EREIGNISSEN UND ENTWICKLUNGEN:

Als sich 1517 der Durchbruch der Reformation unter der Führung Martin Luthers abzeichnete, entzog sich Erasmus einer Vereinnahmung durch eine der beiden streitenden Parteien. Da er sich als bis dahin allgemein

bewunderter und gefürchteter Kritiker nicht zur konsequenten Parteinahme entschließen wollte, mißtrauten ihm zuletzt sowohl die Katholiken wie auch die Anhänger der Reformation. So blieb Erasmus zwar beim katholischen Glauben, unterstützte jedoch auch häufig Ziele der Reformation.

Durch seine beständige Kritik an kirchlichen Mißständen und an abergläubischen Überzeugungen in seinem Werk „Familiarum colloquiorum formulae“, auch „Colloquia familiaria“ („Gespräche im vertrauten Kreis“, 1518), einem seiner umstrittensten Werke, das er ursprünglich verfaßt hatte, um Lateinschülern brauchbare Formulierungen und Wendungen zur Verfügung zu stellen, setzte er sich dem Verdacht aus, Lutheraner zu sein, was er jedoch weit von sich wies. Um dieser Verdächtigung entgegenzuwirken, legte Erasmus seine theologische Position in dem Werk „De libero arbitrio diatribe sive collatio“ („Vom freien Willen“, 1524) dar, in dem er sich gegen Luther wandte. Auf Luthers heftige Erwiderung reagierte Erasmus mit der polemischen Schrift „Hyperaspistes“ (1526), woraufhin der endgültige Bruch zwischen ihnen besiegelt war. Zusammen mit dem Verleger Froben brachte Erasmus während dieser Zeit mehrere wissenschaftliche Ausgaben von Werken der Kirchenväter heraus.

Während seines ganzen Lebens wurde er nie von einem offiziellen Vertreter der Kirche aufgefordert, seine Meinungen von der Römisch Katholischen Kirche zu rechtfertigen. Die Angriffe auf ihn kamen von Privatpersonen, seine Beschützer waren immer Menschen in hohen Stellungen.

WIRKUNG:

Obwohl Erasmus oft als Wegbereiter der Reformation angesehen wird und seine Werke später vom Konzil von Trient verboten wurden, war sein Kampf gegen Ignoranz und Aberglauben eher von humanistischen als von theologischen Überzeugungen getragen. Trotz des Verbots seiner Werke durch die katholische Kirche und der ablehnenden Haltung vieler Protestanten gegenüber seinen Schriften, übte er als zentrale Figur des Humanismus großen Einfluß auf die europäische Geistesgeschichte aus. Erasmus war kein religiöser Reformator wie Martin Luther und Johannes Calvin und hielt sich von theologischen Diskussionen fern. Er verstand sich stets als Gelehrter und Literat und gehörte als Humanist zu den fortschrittlichen Denkern seiner Zeit.



**WIDMUNGSSCHREIBEN
DES ERASMUS VON ROTTERDAM
AN THOMAS MORUS**

(* 7. Februar 1478 in London; † 6. Juli 1535 in London)

Als ich vor einiger Zeit von Italien wieder nach England reiste, wollte ich die lange Zeit, die ich zu Pferde saß, nicht mit belanglosen und ungeistigen Gesprächen verbringen, sondern es gefiel mir, das eine oder andere Erlebnis unserer gemeinsamen Studien noch einmal vor mein geistiges Auge zu rufen und mich der Erinnerung an jene so gelehrten und lebenswürdigen Freunde hinzugeben, die ich damals zurückgelassen hatte. Von allen aber kamst du, Morus, mir am häufigsten in den Sinn. Deiner habe ich, während ich fern von dir war, nicht weniger herzlich gedacht, als mir damals, da wir noch persönlich zusammen waren, der Umgang mit dir Freude bereitete. Diese Begegnung, das schwöre ich, ist der Höhepunkt meines Lebens gewesen.

Da ich also bereit war, irgend etwas zu tun, andererseits die Gelegenheit zu ernstem Nachdenken wenig geeignet schien, kam ich auf den Gedanken, ein Loblied auf die Torheit zu singen. Welche Pallas, so wirst du fragen, hat dich auf diesen Gedanken gebracht? Zunächst brachte mich dein Familienname darauf, der dem Wort

Moria so ähnlich ist, wie du selbst der Bedeutung dieses Wortes unähnlich bist. Größere Gegensätze - darüber gibt es nicht den geringsten Zweifel - sind gar nicht denkbar. Ferner, so nahm ich an, werde ein solches Spiel, das ganz im Geiste unserer gemeinsamen Gesinnung entstand, dein Gefallen finden, da dich Scherze dieser Art, die nicht ganz geistlos und - wenn ich mich nicht täusche - auch nicht ganz mißlungen in ihrer gelehrten Anspielung sind, besonders erfreuen und du wie Demokrit das ganze Leben der Sterblichen verlachst. Wenngleich du dich durch die seltene Klarheit deines Geistes von dem einfachen Volk unendlich unterscheidest, besitzt du doch zugleich eine unvorstellbare Gefälligkeit und Leichtigkeit des Umgangs, wodurch es dir möglich ist und auch noch Vergnügen macht, dich zu jeder Stunde mit jedem Menschen über jede Angelegenheit zu verständigen. Nimm diese kleine Stilübung deshalb wohlwollend auf - sie ist dem Gedächtnis unserer Freundschaft gewidmet - und stelle sie auch unter deinen Schutz, denn da ich sie dir zugeeignet habe, gehört sie mir schon nicht mehr, sondern dir. Auch wird es an kleinlichen Kritikern wahrscheinlich nicht fehlen, die den Vorwurf erheben werden, daß derart leichtfertige Scherze teils eines Theologen unwürdig wären, teils aber so voll bissiger Bosheit steckten, daß sie der gehorsamen Gelassenheit eines Christen nicht entsprächen; sie werden uns anklagen, die alte Komödie wiedereingeführt oder auch Lukian wiederaufgeweckt zu haben und mit beißendem Spott über alles hergefallen zu sein. Jene aber, die den Vorwurf der thematischen Unwichtigkeit und methodischen Leichtfertigkeit erheben, bitte ich zu bedenken, daß meine Schrift nicht ein frivoles Vorbild schafft, sondern die beispielhaften Arbeiten dieser Gattung schon vor langer Zeit von berühmten Dichtern geschaffen wurden. Vor vielen Jahrhunderten schrieb Homer zum Scherz den »Froschmäuse-Krieg«, Vergil die »Mücke« und den »Kräuterkloß«, Ovid die »Nuß«. Busiris haben Polykrates und sein Gegner Isokrates gelobt, Glaukon schrieb ein Preislied auf die Ungerechtigkeit, Favorinus auf Thersites und das viertägige Fieber, Synesios auf die Glatze, Lukian auf die Fliege und den Parasiten. Seneca verherrlichte Claudius in einer Apotheose und Plutarch schrieb einen Dialog zwischen Gryllos und Odysseus. Haben nicht Lukian und Apulejus den Esel gepriesen, und hat nicht jemand - ich weiß im Augenblick nicht genau wer - das Testament des Schweines Grunnius Corocotta verfaßt? Jedenfalls wird es beim heiligen Hieronymus erwähnt.

Damit möchte ich meinen Kritikern nahelegen, sich einfach vorzustellen, ich hätte nur zu meinem eigenen Vergnügen Schach gespielt oder wäre, wenn sie so wollen, auf dem Steckenpferd meiner Schreibfeder spazierengeritten. Es wäre auch eine Ungerechtigkeit, da doch jedem Stand der Gesellschaft seine Spiele und Scherze zugestanden werden, gerade den Gelehrten jeden spielerischen Spaß zu untersagen, besonders wenn sie mit tieferer Bedeutung scherzen und ihre Lustigkeit einen derart ernsten Hintergrund hat, daß ein Leser, dessen Verstand nicht ganz verkümmert ist, daraus mehr Nutzen zieht als aus den trocken-feierlichen Darlegungen pedantischer Wissenschaftler, von denen der eine in endlos zusammengestotterter Zitatensammlung Rhetorik und Philosophie preist, ein anderer irgendeines Fürsten Lob mit vielen Worten schriftlich festhält, dieser einen bewegenden Aufruf zum Krieg gegen die Türken verfaßt, jener die Zukunft voraussagt und ein weiterer schließlich neue Thesen zum Streit um des Kaisers Bart aufstellt. Wie nichts alberner ist, als mit ernsten Fragen unernst zu verfahren, so ist andererseits nichts reizvoller, als Lächerliches so vorzutragen, daß es keineswegs als etwas Lustiges erscheint. Ob mir das gelang, werden andere entscheiden; wenn mich, was ich vielleicht sagen darf, die Eigenliebe nicht täuscht, habe ich die Torheit gelobt - doch nicht aus Torheit.

Auf den Vorwurf der bissigen Bosheit möchte ich erwidern, daß stets der Mensch die Freiheit besaß, sich über das allgemeine Leben der Menschen mit Ironie ungestraft lustig zu machen, nur ist es nicht erlaubt, in den Ton plumpen Angriffs zu verfallen. Um so mehr wundere ich mich über die Feinfühligkeit unserer Zeit, die fast nichts anderes mehr hören will als vornehme, feierliche Titel. Zugleich ist zu beobachten, wie sehr einige ihre Religion ins Gegenteil verkehren, so daß sie schwerste Lästerungen gegen Christus leichter hinnehmen als daß sie einen kleinen Scherz gegen den Papst oder ihren Fürsten ertragen, besonders wenn dabei auf ihr Geld angespielt wird. So frage ich denn, ob jemand, der allgemein über das Leben der Menschen urteilt, ohne auch nur einen Namen zu nennen, etwa bissig-bösartig erscheint oder nicht vielmehr wie ein Lehrer und Erzieher? Und unter wievielen Namen kritisiere ich mich selbst! Wer schließlich keinen Stand verschont, tadelt doch offensichtlich nicht den Menschen als solchen, sondern nur seine Fehler. Wenn deshalb jemand sich getroffen fühlt und laut protestiert, so verrät er damit entweder sein schlechtes Gewissen oder aber seine Angst. Viel freier und rücksichtsloser ist der heilige

Hieronymus vorgegangen, da er nicht einmal die Namen der Betroffenen schonte. Abgesehen davon, daß ich keine Namen nannte, habe ich mich im Ton sehr zurückgehalten, und jeder gutwillige Leser sieht leicht ein, daß ich mehr erheitern als verletzen wollte. Ich habe - im Gegensatz zu Juvenal - nicht an dem verborgenen Schlamm der Verbrechen gerührt, sondern mich bemüht, mehr das Lächerliche als das Scheußliche kritisch ans Licht zu ziehen. Sollte aber jemand sich mit all diesen Gründen nicht zufrieden geben, so möge er wenigstens bedenken, daß es ehrenvoll ist, von der Torheit getadelt zu werden, und daß sie sich, als ich sie sprechen ließ, ganz ihrem Charakter gemäß verhalten mußte.

Aber wozu sage ich das dir, einem so einzigartigen Beschützer, einem so guten Anwalt, der du auch einen Sachverhalt, der nicht sehr günstig steht, glänzend zu vertreten weißt? Leb denn wohl, hochgebildeter Morus, und verteidige deine »Moria« tapfer.

Erasmus von Rotterdam
Die Torheit spricht:



"Encomion Moriae"

Was auch immer der große Haufen von mir sagt — ich weiß sehr gut, in welch schlechtem Ruf die Torheit sogar bei den ärgsten Dummköpfen steht —, ich behaupte dennoch, aus eigener Macht Götter und Menschen erheitern zu können. Das beweist schon der plötzliche Anflug ungewöhnlicher Heiterkeit auf euren Zügen in dem Augenblick, da ich mich in dieser großen Gesellschaft zu Wort melde. Eure Stirn glättet sich, und ihr zeigt mir froh und liebenswürdig ein beifälliges Lächeln. Wenn ich euch so vor mir sehe, erscheint ihr mir trunken von Nektar wie die homerischen Götter, wo ihr doch eben noch trübsinnig und bekümmert dasaßet. Es ist, als wäret ihr gerade erst aus der Höhle des Trophonius zurückgekommen. Wie auf der Erde beim ersten Strahl der goldenen Sonne oder nach dem rauhen Winter beim ersten schmeichlerischen Hauch des Frühlings gleich alle Dinge ein neues Gesicht erhalten, neue Farbe und Jugend wiederkehrt, so zeigt ihr bei meinem Anblick gleich ein anderes Aussehen. Während nämlich sonst berühmte Redner kaum mit einer wohlgesetzten Ansprache die lästigen Sorgen verscheuchen können, zerstreut meine Erscheinung allein sie gleich. Warum ich aber heute so kostümiert auftrete, sollt ihr bald hören. Leht mir nur geduldig euer Ohr, freilich nicht wie ihr den Predigern zuzuhören pflegt, sondern wie ihr euch den Spielleuten, Possenreißern und Narren widmet, mit sogenannten Midasohren.



Ich möchte mit euch ein wenig Sophisterei treiben, will es aber nicht machen wie gewisse Zeitgenossen, die ihre läppischen Angstgebilde Kindern aufdrängen und mehr als weibische Zanksucht zur Mode machen. Lieber will ich mich an die Alten halten, die sich Sophisten nennen ließen, um der fragwürdigen Bezeichnung eines Weisen aus dem Wege zu gehen. Ihr Anliegen war es, den Ruhm der Götter und wackerer Männer in Lobreden zu preisen. Ihr werdet also eine Lobrede hören, nicht zum Preis des Herkules, auch nicht zum Preis des Solon, sondern zu meiner eigenen, der Torheit, Verherrlichung. Ich halte nicht so viel von jenen Weisen, die es als besonders

dumm und ungezogen bezeichnen, wenn einer sein eigenes Lob singt. Es mag immerhin töricht sein, wenn sie nur zugeben, daß es mir ansteht. Ist es nicht selbstverständlich, daß die Torheit ihr eigenes Lob trompetet und sich selbst die Flöte bläst? Wer könnte mich besser darstellen als ich selbst? Bin ich doch keinem besser vertraut als mir selbst! Das ist doch viel bescheidener als der gemeine Brauch der Ehrenmänner und Weisen, die sich meistens aus falscher Scham gegen Geld einen Lobhudler oder Reimschmied bestellen, um von ihm unter dreisten Lügen ihr Lob zu vernehmen. Und dann schlägt der Biedermann doch auch nach Pfauenart ein Rad, und der Kamm schwillt ihm, wenn der unverschämte Lobhudler den Nichtsnutz zu einem Gott macht, wenn er ihn als höchstes Muster aller Tugend hinstellt, von dem er sich doch selbst meilenweit entfernt weiß, wenn er seine Helmzier mit fremden Federn schmückt, wenn er eine Mohrenwäsche und geradewegs aus der Mücke einen Elefanten macht. Schließlich halte ich es mit dem alten Sprichwort, daß jeder ein Recht hat, sich zu loben, wenn ihm kein anderer den Gefallen tut. Ich wundere mich manchmal über die menschliche Undankbarkeit und Säumigkeit, da seit Anbeginn der Welt bisher noch keiner aufstand und mit dankbarer Rede das Lob der Torheit feierte, wo doch alle voll Eifer in meinem Dienst stehen und mit Freude meine Wohltaten wahrnehmen. Es fanden sich genug Menschen, die das Lob des Busiris, des Phalaris, des viertägigen Fiebers, der Fliegen, der Glatzen und ähnlicher Absonderlichkeiten in nächtelanger Arbeit gesungen haben. Von mir sollt ihr aus dem Stegreif eine mühelose, aber um so treffendere Lobrede hören. Ihr sollt eben nicht glauben, daß sie zur Schaustellung des Geistes ersonnen ist, wie das so Rednerart ist. Ihr wißt, daß diese, wenn sie nach runden dreißig Jährchen eine

Rede, manchmal noch fremdes Eigentum, ans Licht bringen, beteuern, ihr Werk in drei Tagen mit spielender Leichtigkeit niedergeschrieben oder gar diktiert zu haben. Mir war es immer am liebsten, alles zu sagen, wie es gerade auf die Zunge kam. Es soll aber keiner erwarten, daß ich mich nach gemeinem Rednerbrauch selbst erläutere oder gar auslege. Das zu umschreiben, dessen Wirkung so verbreitet ist, oder das zu zergliedern, in dessen Kult alle Welt übereinstimmt, wäre beides ein gleich heilloses Unterfangen. Wozu soll ich in einer Erläuterung meinen Schatten oder mein Abbild vorführen, da ihr mich doch von Angesicht zu Angesicht leibhaftig unter euch seht?



Ich bin ja, wie ihr wißt, jene Spenderin der Güter, die man im Lateinischen „Stultitia“ oder Torheit, im Griechischen „Mona“ nennt. Ist es wirklich noch nötig, das zu sagen? Zeige ich denn nicht auf Gesicht und Stirn deutlich genug, wes Geistes Kind ich bin? Wer mich als Minerva oder als Weisheit darstellen wollte, müßte sich durch meinen Anblick allein vom Gegenteil überzeugen lassen, da er auch ohne Beweisführung ein untrüglicher Spiegel des Geistes ist. Verstellung gibt es bei mir nicht, und man sieht mir immer an, was ich denke. Ich bleibe mir immer völlig gleich, so daß selbst jene mich nicht verheimlichen können, die für sich besonders nachdrücklich Maske und Titel der Weisheit in Anspruch nehmen und Affen im Purpur und in der Löwenhaut Esel bleiben. Je eifriger sie sich bemühen, um so deutlicher stehen irgendwo die Midasohren hervor. Diese Art Menschen ist, bei Gott, undankbar, da sie als unsere unleugbaren Zunftgenossen unsern Namen, dessen sie sich vor der Menge schämen, allgemein als ausgesuchten Schimpffnamen gebrauchen. Werden wir sie nicht mit gutem Recht die Töricht-Weisen nennen, da sie doch in Wirklichkeit überaus töricht sind, aber weise wie Thaies erscheinen wollen? Unsere zeitgenössischen Rhetoren machen es offenbar so und kommen sich wie Götter vor, wenn sie doppelzüngig auftreten wie die Bluteigel. Sie tun sich etwas darauf zugute, ihr Latein da und dort mit einigen griechischen Brocken gleichsam zu verbrämen, auch wenn sie gar nicht am Platze sind. Fehlen ihnen Fremdwörter, graben sie vier oder fünf Worte aus vergilbten Pergamenten aus und benebeln den Geist des Lesers. Das soll bei allen, die es verstehen, die Selbstgefälligkeit heben; die es nicht verstehen, sollen um so mehr in ehrfürchtige Bewunderung versinken, je weniger sie begreifen.

Gerade uns bereitet es aber ein köstliches Vergnügen, das Gesuchte und Unpassende vor allem zu beargwöhnen. Sind nämlich streberhafte Menschen darunter, lächeln sie beifällig, und verständnisinnig, wackeln wie ein Esel mit den Ohren, um den ändern ihre gute Auffassung zu bezeigen. So ist es nun einmal. Wenden wir uns zu unserm Gegenstand zurück! Den Namen des Mannes habt ihr nun. Welches schmückende Beiwort soll ich ihm geben? Am besten „Krone der Torheit"! Mit welchem ehrenvollen Beinamen wird die Göttin Torheit sonst ihre Geweihten antreiben? Da aber kaum einer meine Ahnen kennt, will ich mit Hilfe der Musen versuchen, sie darzulegen. Mein Vater war weder das Chaos noch der Orkus, Saturn oder Japetus, noch sonst einer von den altersgrauen, abgestandenen Göttern. Plutos, der Reichtum, war es. Ob nun Hesiod und Homer, ja selbst Jupiter wollen oder nicht, er allein ist der Vater der Götter und Menschen.





Nach seinem Willen regt und bewegt sich heute wie einst alles Geistliche und Weltliche. Seiner Entscheidung unterliegt alles, Kriege, Friedensschlüsse, Reichsgründungen, Verfassungen, Gerichtsbeschlüsse, Wahlen, Heiraten, Verträge, Bündnisse, Gesetze, Künste, Spiel, Ernst, kurz — mir geht schon der Atem aus —, jede private und öffentliche Tätigkeit unter Menschen. Ohne seine Hilfe wäre das ganze Volk poetischer Geister, frei herausgesagt, sogar die höchsten Götter selbst, entweder einfach nicht vorhanden, oder sie

führten ein nüchternes, wenn nicht karges Leben. Hat ihn jemand zum Feind, wird ihm selbst die Hilfe der Pallas Athene nichts nützen. Wer dagegen unter seinem Schutz steht, darf getrost dem blitzeschwingenden Götterhaupte Jupiter den Strick empfehlen. Seiner Vaterschaft rühme ich mich. Er erzeugte mich nicht aus seinem Haupte wie Jupiter das finstere Mannweib Pallas, sondern mit der Nymphe Jugend, der hübschesten und ansehnlichsten von allen. Es war auch keine freudlose Ehe, wie sie den lahmen Schmied hervorgebracht hat, sondern ein viel schwungvollerer Liebesbund, wie unser Homer sagt. Täuscht euch nicht, der altersschwache und blinde Plutos des Aristophanes war nicht mein Erzeuger, sondern es war der einst frische und noch jugendwarme Plutos, der nicht nur von Jugend, sondern ebenso vom Nektar glühte, den er damals gerade reichlich und ungemischt beim Göttermahl getrunken hatte. Ihr werdet gewiß nach meinem Geburtsort fragen, da die gesellschaftliche Geltung heute davon abhängen soll, wo man das erste Geschrei ausgestoßen hat. Ich bin weder auf dem haltlosen Delos noch auf dem wogenden Meere, noch in der glatten Höhle der Kalypso geboren, sondern auf den Inseln der Glückseligen selbst, wo alles ungesät und ungepflügt hervorsprießt. Dort gibt es keine Anstrengung, kein Alter und keine Krankheit, nirgendwo auf den Feldern findet man dort Asphodillwurz, Malve, Meerzwiebeln, Wolfsbohnen, Pferdebohnen oder andere „Köstlichkeiten“ dieser Art. Weit und breit haben Auge und Nase ihr Ergötzen an Molykraut, Allheilkraut, Zauberkraut, Majoran, Ambrosia, Lotosblumen, Rosen, Veilchen, Hyazinthen und den Gärtlein des Adonis.

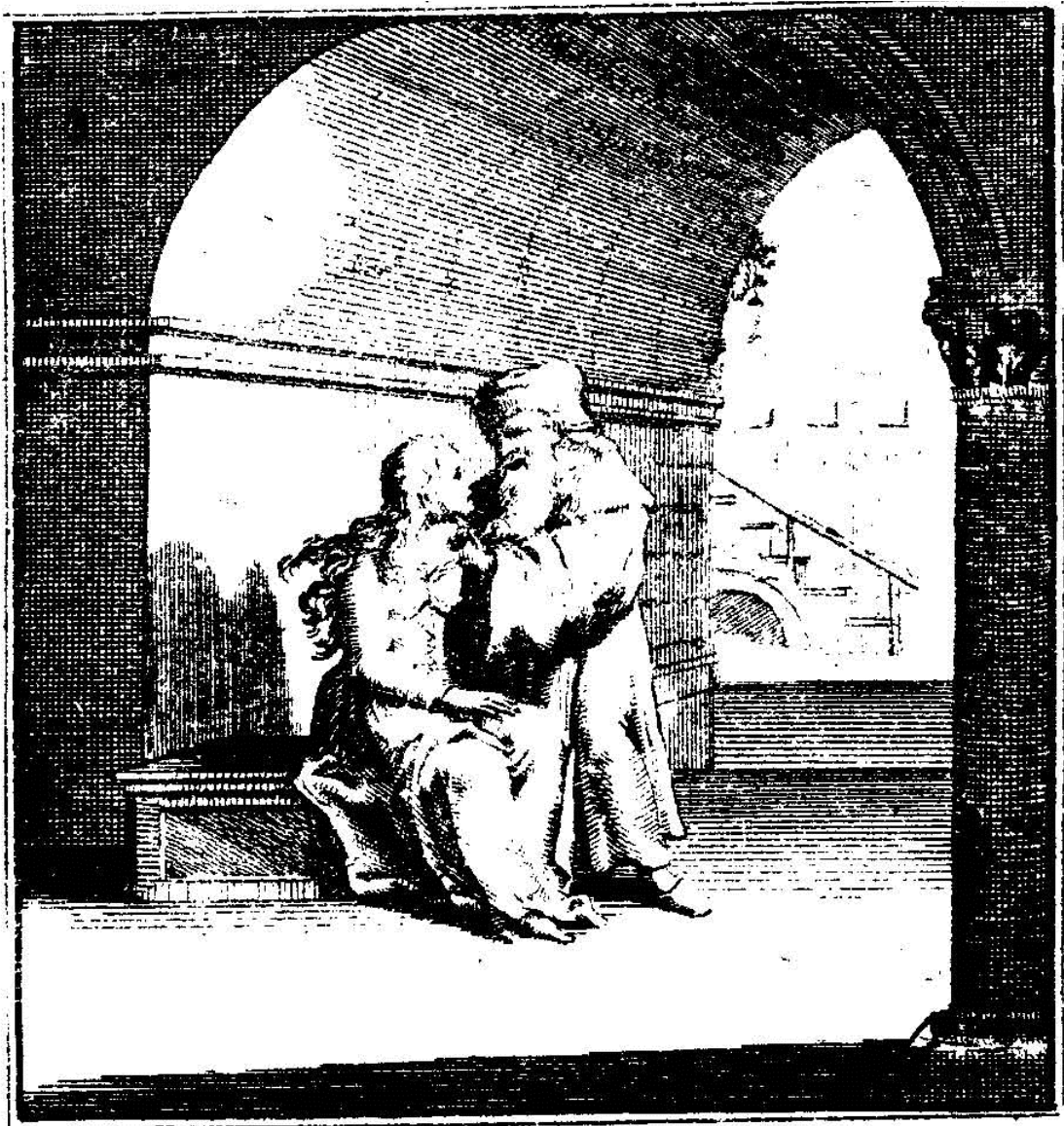


Inmitten solcher Köstlichkeiten habe ich das Licht der Welt erblickt und der Mutter zugelächelt, statt zu weinen. Ich neide dem erhabenen Jupiter nicht seine

Nährmutter Ziege; denn zwei neckische Nymphen nährten mich an ihren Brüsten, die Bacchustochter Methe und Apaedia, die Tochter des Pan. Ihr seht sie beide hier unter der Herde meiner Trabanten. Wenn ihr die Namen wissen wollt, müßt ihr euch schon an das Griechische halten. Die ihr hier mit finsternen Augenbrauen seht, heißt Eigenliebe. Dort steht die Schmeichelei sozusagen mit verzückten Augen und mit den Händen Beifall klatschend. Vergessen nennt man, die hier fast im Stehen schläft. Trägheit stützt sich mit verschränkten Händen auf beide Ellenbogen. Mit Rosen bekränzt und duftend vor Salben, seht ihr das Vergnügen, und jene mit dem unsteten Blick ist der Wahnsinn. Ergötzen nennt man die andere mit der glänzenden Haut und dem geschmackvollen Mantel. Ihr seht gleichfalls zwei Götterknaben unter den Mädchen, von denen einer Ausgelassenheit und der andere Siebenschläfer heißt. Mit Hilfe dieses meines Anhangs halte ich alle Welt in meinem Bann und bin sogar Herr über die Herrscher. Herkunft, Werdegang und meine Gesellschaft kennt ihr nun. Damit ihr nun aber nicht glaubt, ich würde mir den Rang einer Gottheit zu Unrecht anmaßen, spitzt die Ohren und vernehmt, was für Annehmlichkeiten ich Göttern und Menschen bereite. Irgendwer hat einleuchtend nachgewiesen, daß hilfreiches Verhalten gegenüber den Menschen die Gottheit ausmacht. Wenn man also verdienftermaßen alle zum Rat der Götter zählt, die der Menschheit Wein, Getreide oder ähnliche Annehmlichkeiten gaben, warum werde ich dann nicht von Rechts wegen als „Alpha“ des Götterhimmels angesehen, wo ich allein die Fülle des Alls schenke? Was gibt es denn Angenehmeres und Kostbareres als das Leben selbst? Wer anders als ich gibt aber den Auftakt für dieses Leben? Weder die Lanze der hochgeborenen Pallas Athene noch die Aegis des

Wolkenbewegers Zeus hat das Menschengeschlecht erzeugt oder vermehrt.





Der Göttervater und König des Menschengeschlechts selbst, der den ganzen Olymp mit einem Wink erschüttert, muß doch den dreigezackten Blitz und den Titanenblick, mit dem er nach Belieben alle Götter in Furcht erhält, ablegen und wie ein Schauspieler eine fremde Maske aufsetzen, wenn er seiner Gewohnheit gemäß ein Kind in die Welt setzen will. Die Stoiker dünken sich den Göttern am nächsten, aber gib mir nur einmal drei oder vier, meinethalben auch das Sechshundertfache an Stoikern! Wenn sie schon den Bart, das Abzeichen ihrer Gelehrtheit, das sie übrigens mit den Geißböcken gemein haben, nicht beseitigen, müssen sie aber doch sicher auf die finsternen

Augenbrauen verzichten, die Stirn glätten und ihre Lieblingsdogmen über Bord werfen, ja, sie müssen eine gute Weile läppischen Unfug machen. Zuletzt muß der weise Mann mich, mich, sage ich, bemühen, wenn er Vater werden will. Warum sollte ich meiner Art gemäß nicht offener mit euch reden? Erzeugen etwa Kopf, Gesicht, Brust, Hände oder Ohr, die man ja gemeiniglich als edle Teile ansieht, Götter und Menschen? Nein, jener Körperteil, der in seiner Albernheit und Lächerlichkeit eine ernsthafte Erwähnung gar nicht zuläßt, ist Erzeuger und Mehrer des Menschengeschlechts. Er ist mit mehr Anspruch als der vierfache pythagoreische jener heilige Quell, aus dem das All sein Leben schöpft. Welcher Mann würde den Kopf unter das Joch des Ehestands beugen, wenn er nach der Gewohnheit jener Weisheitsapostel zuvor bei sich die Nachteile jenes Lebens erwogen hätte? Oder welche Frau würde sich einem Manne hingeben, wenn sie die Mühen und Gefahren der Geburt und die Last der Erziehung kennen würde oder überlegt hätte? Wenn ihr also der ehelichen Vereinigung das Leben dankt, die Ehe aber der Unbesonnenheit und ihrem Gefolge, seht ihr doch ein, was ihr mir dankt. Welche Frau würde dies alles, nachdem sie es einmal erfahren hat, wiederholen wollen, wenn die Göttin Vergessenheit nicht einspränge? Selbst Venus würde — mag Lukrez abstreiten, soviel er will — damit einverstanden sein müssen, daß ihre Macht ohne unsern göttlichen Beistand kümmerlich und wirkungslos ist. So gehen also aus diesem Spiel unserer lächerlichen Benommenheit sogar die finstern Weisheitslehrer hervor, deren Stelle heutzutage die sogenannten Mönche einnehmen, die Purpurträger, die frommen Priester und die dreimal heiligen Päpste. Nicht anders ist es mit dem Gremium der Götter der Poesie, deren große Menge selbst der überaus geräumige Olymp kaum zu fassen

vermag. Was bedeutet es schon, Pflanzstätte und Quell des Lebens zu sein, wenn ich nicht auch zeige, daß alle Bequemlichkeit des Lebens von mir kommt? Was soll denn das? Kann man überhaupt von „Leben“ sprechen, wo kein Vergnügen ist? Ihr klatscht Beifall. Ich wußte wohl, daß keiner von euch so weise oder, besser, so geistlos sein würde oder, noch besser, so geweckt wäre, daß er diese Ansicht hätte. Nicht einmal jene Stoiker verschmähen das Vergnügen. Trotzdem heucheln sie eifrig und hecheln es vor dem Volke durch. Offenbar doch nur, um die anderen weg zugraulen und selbst weidlicher zu genießen! Sie sollen, beim Zeus, einmal sagen, welcher Teil des Lebens denn nicht traurig, freudlos, unansehnlich, witzlos und beschwerlich ist, wenn man das Vergnügen, die Würze der Torheit, davon wegnimmt? Das hat ja der nie genug hervorgehobene Sophokles deutlich bestätigt, von dem wir jenen wunderschönen Lobspruch auf uns haben: „Vergnügen bringt das Leben, wenn die Weisheit fehlt.“ Immerhin wollen wir den ganzen Sachverhalt im einzelnen nachweisen. Jedermann weiß, daß die Kindheit dem Menschen das fröhlichste und lieblichste Alter ist. Was hätscheln, liebkosen und pflegen wir an den Kindern denn so, daß sogar der Feind diesem Alter hilfreich zur Seite steht? Doch nur die verführerische Macht der Torheit! Wohlbedacht legte die Natur den Neugeborenen diese in die Wiege, damit sie durch das Handgeld des Vergnügens die Mühen der Erzieher versüßen und sich die Gunst der Pfleger erschmeicheln. Wie beliebt ist dann bei allen erst die Jugendzeit, wie ausnehmend gewogen sind ihr alle, wie eifrig bilden alle sie und wie pfleglich reichen sie ihr die hilfreichen Hände? Woher rührt denn nun dieser Glanz der Jugend? Woher anders als von mir? Von mir hat sie jenes Mindestmaß an Einsicht und kennt darum auch so wenig Kummer.



Ich will ein Lügner heißen, wenn die Menschen nicht bei zunehmendem Alter, sobald sie durch Erfahrung und Zucht männliche Einsicht gewinnen, alsbald die Blüte der Jugend einbüßen, ihr Feuer verlieren, statt Anmut Kälte und statt Frische Lahmheit zeigen. Je mehr der Mensch sich von mir entfernt, um so mehr schwindet seine Lebenskraft, bis schließlich das beschwerliche Greisenalter kommt, das nicht nur anderen, sondern sogar sich selbst zur Last fällt. Dieses selbst wiederum würde keinem Menschen erträglich sein, wenn ich nicht in solch jammervollem Elend meine Hilfe leihen würde. Wie die Götter bei den Dichtern den Gefährdeten in irgendeiner Vermummung beistehen, so rufe auch ich die Menschen hart am Tode nach Möglichkeit noch einmal zur Kindheit zurück. So nennt man diese ja mit gutem Recht allgemein „kindisch“. Wenn jemand das Rezept zu solcher Verwandlung wünscht, will ich es keineswegs geheimhalten. Ich führe ihn zum Quell unserer Vergessenheit, die auf den Inseln der Glückseligen entspringt, in die Unterwelt aber nur mehr als dünnes Bächlein gelangt. Wenn er dort einmal langes Vergessen getrunken hat, wird der Kummer der Seele bald abgespült sein, und die Jugend beginnt aufs neue. Die Menge spricht in solchen Fällen von Blödsinn und Verdummung. Sei es drum! Darin liegt ja gerade die Verjüngung. Ist Jungsein denn etwas anderes als Unbesonnenheit und Unvernunft? Schätzt man nicht gerade den Mangel an Verstand am meisten an jenem Alter? Haßt und verabscheut nicht jeder ein frühreifes Kind wie eine Mißgeburt? Das Sprichwort „Ein Knabe, früh von Weisheit voll, ist uns verhaßt“ stimmt uns darin bei. Wer könnte es aber im geschäftlichen Verkehr bei einem Greise aushaken, der sich bei solcher Lebenserfahrung gleiche Geistesfrische und Urteilsschärfe bewahrt hätte? Daß er seine geistige

Klarheit verliert, verdankt der Greis uns. Dafür enthebt ihn seine Blödheit aber jener elenden Sorgen, denen der weise Mann ausgeliefert ist. Trotzdem ist er kein witzloser Zechbruder und spürt den Lebensüberdruß nicht, den das reife Alter kaum verwindet. Wenn er gescheit ist, kommt der Tiefunglückliche manchmal mit dem Greis des Plautus auf jene drei Buchstaben (a, m, o) zurück. Ich mache ihn glücklich und beliebt bei den Fremden und Sorge, daß er kein unbequemer Zeitgenosse wird.



Bei Homer fließt die Rede aus dem Munde Nestors süßer als Honig, wogegen die Worte Achills voll Bitterkeit sind. Bei dem gleichen Dichter sitzen die Greise auf der Mauer (Trojas) und führen anmutige Gespräche. Darin sind sie sogar der Kindheit voraus, die bei aller Köstlichkeit doch wortlos bleibt und den vorzüglichsten Reiz des Lebens, die Geschwätzigkeit, nicht kennt. Hinzu kommt ja, daß alte Leute an Kindern ihre besondere Freude haben und die Kinder sich ! wieder zu den Alten hingezogen fühlen, „wie immer“, nach dem Worte Homers, „der Gott gleich zu gleich gesellt“. Welcher Unterschied besteht auch zwischen ihnen, als daß die einen mehr Runzeln und ein höheres Lebensalter haben? Sonst passen sie doch zusammen mit ihrem hellen Haar, ihrem zahnlosen Mund, ihrer körperlichen Kleinheit, dem Verlangen nach Milch, ihrem Lallen, ihrer Schwatzsucht, Läppischkeit, Vergeßlichkeit und Unbedachtsamkeit, kurz, in allem übrigen. Je mehr sie sich dem Greisenalter nähern, um so mehr kommen sie auf die Kindheit zurück, bis sie wie die Kinder aus dem Leben gehen, ohne Lebensüberdruß und ohne Todesfurcht. Wer will, mag nun meine Gnade mit der Verwandlungskraft aller anderen Götter vergleichen. Was die im Zorn anrichten, mag unerwähnt bleiben. Denen sie am meisten wohlwollen, die verwandeln sie gewöhnlich in einen Baum, einen Vogel, eine Grille oder sogar in eine Schlange. Als ob die Verwandlung nicht gleichbedeutend wäre mit dem Tod! Die gleichen Menschen schenke ich unter den besten und glücklichsten Auspizien dem Leben wieder. Wenn sich die Menschen von der Berührung mit der Weisheit ganz fernhielten und ihr Leben nur mit mir verbrächten, gäbe es gar kein Greisenalter, und sie genössen das Glück einer ewigen Jugend. Seht ihr denn nicht, wie sie sich

mit Leichenbittermiene der Philosophie oder anderen ernsthaften und anspruchsvollen Aufgaben verschreiben und schon Greise werden, bevor sie noch recht angefangen haben, jung zu sein.



Allerlei Sorgen und stete heftige Gedankenarbeit haben ihnen allmählich die geistige Kraft und den Lebenssaft

ausgesaugt. Dagegen glänzt meine Narrenherde vor Körperfülle und Glätte der Haut, richtige akarnanische Schweine, wie man so sagt, und sie spüren keine Last des Alters, wenn sie nicht gerade, wie es bisweilen vorkommt, im Verkehr mit weisen Leuten Schaden litten. Ein vollkommenes Glück gibt es nun einmal nicht im menschlichen Leben. Auf's beste bezeugt das ja jenes landläufige Sprichwort, wonach die Torheit zugleich die sonst recht flüchtige Jugend erhält und das lästige Alter in die Ferne rückt. Von den Bewohnern Brabants sagt man ja treffend im Volksmund, sie würden um so törichter, je näher sie dem Greisenalter kämen, während doch sonst den Menschen das Alter Weisheit bringt. Es gibt kein anderes Volk, das im täglichen Leben frohsinniger oder weniger anfällig für den Trübsinn des Alters wäre als gerade sie. Nach Siedlung und Lebensart sind meine Holländer ihre Nachbarn. Warum soll ich sie nicht „meine“ nennen, wo sie mir so eifrig dienen, daß sie sich damit öffentlich einen Spottnamen verdient haben? Das kränkt sie nicht im geringsten; denn sie tun sich sogar etwas darauf zugute. Laßt die erzdummen Menschen nur eine Medea, Kirke, Venus, Aurora und ich weiß nicht welchen Quell für ihre Verjüngung suchen, die ich allein doch nur zu gewähren vermag und pflege. Ich besitze jenen wunderwirkenden Saft, mit dem die Tochter des Memnon die Jugend ihres Großvaters Tithon verlängerte. Ich bin die Venus, deren Gunst dem Phaon neue Jugendkraft verlieh, so daß Sappho sich unsterblich in ihn verliebte. Mein sind die Kräuter, wenn es überhaupt solche gibt, mein die Beschwörungsformeln und mein der Quell, der nicht allein die entschwundene Jugend wiederbringt, sondern, was noch wünschenswerter ist, sie verewigt. Wenn ihr mit mir die Jugend für das beste, das Alter für das abscheulichste haltet, seht ihr wohl ein, was ihr mir

verdankt, der ich ein solches Gut verlängere und solches Übel von euch fernhalte.



Doch was rede ich immerzu von Menschen? Schaut euch den ganzen Himmel an, und dann mag jeder nach Belieben auf mich losschimpfen, wenn er irgendeine halbwegs erträgliche und annehmbare Gottheit auftreibt, die ihren Charme nicht von mir hat. Warum wird denn Bacchus immer als „Jüngling im lockigen Haar“

dargestellt? Doch nur, weil er verrückt und berauscht sein ganzes Leben mit Gelagen, Tänzen, Reigen und Schäkerei verbringt und zu Pallas nicht die geringsten Beziehungen hat! Weisheit liegt ihm so fern, daß er sich vorzüglich mit Scherz und Kurzweil verehren läßt. Das Sprichwort, das ihm den Beinamen eines Weissagers gibt, nämlich eines „übertörichten Morychos“, faßt er gar nicht als Beleidigung auf. Den Namen Morychos hat man ihm angehängt, weil die ausgelassenen Bauern ihn, der vor den Toren des Tempels saß, mit Most und frischen Feigen beschmierten. Wieviel Sticheleien hat nicht die alte Komödie auf ihn losgelassen? „Du blöder Gott“, heißt es da, „du bist tatsächlich wert, aus der Scham geboren zu werden.“ Wer möchte nicht lieber albern und ungeschliffen sein, dafür aber immer frohgemut, jugendfrisch und aufgelegt zu Schäkerei und Vergnügen als so ein arglistiger und allen fürchterlicher Jupiter oder ein Pan, der mit seiner Unrast und seinem ältlichen Griesgram alles versauert, oder ein rußiger, vom Werkstatt- und Arbeitsschmutz starrender Vulkan oder gar eine Pallas selbst, schreckhaft mit ihrer Gorgo und ihrer Lanze und immer finster blickend? Doch nur weil er ein neckischer Bursche ist, sinnt und macht der Knabe Cupido nichts anderes als Unfug. Warum steht die Gestalt der goldenen Venus in ewiger Blüte? Nur weil sie mit mir verschwägert ist! Ihr Gesicht spiegelt meinen Vater wider, weshalb sie bei Homer die goldene Aphrodite heißt, und sie lächelt immer, wenn wir den Dichtern und deren Rivalen, den Bildhauern, glauben dürfen. Welche Gottheit verehrten die Römer je inniger als Flora, die Spenderin aller Lust? Wenn nun einer bei Homer und den anderen Dichtern aufmerksam das Leben der gravitatischen Götter durchforscht, wird er auch alles voll Torheit finden. Warum soll man die Taten der anderen aufzählen, wo ihr die Liebeleien des

blitzgewaltigen Jupiters selbst sehr wohl kennt? Ihr wißt, wie die ernsthafte Männerfeindin Diana, die nur die Jagd kennen wollte, sich auf einmal sterblich in Endymion verliebte. Ihre Taten mögen die Götter lieber von Momus vernehmen, auf den sie einst öfter hörten. Jetzt haben sie ihn im Zorn zusammen mit Ate kopfüber auf die Erde gestürzt, weil er mit seinen weisen Sprüchen dem Glück der Götter im Wege war.



Kein Mensch nimmt den Heimatlosen auf, und keiner denkt daran, ihm Zutritt zu den Fürstenhöfen zu gewähren, wo meine Kolakia (Schmeichelei), mit der der Momus ebensowohl zusammenpaßt wie das Lamm mit dem Wolf, den Vorzugsplatz innehat. Seitdem er weg ist, schäkern die Götter viel ausgelassener und vergnüglicher und haben leichteres Werk, wie Homer sagt, da kein Tadler da ist. Zu welchen Scherzen gibt nicht der feigenbaumhölzerne Priap Veranlassung? Welchen Unfug verursacht nicht Merkur mit seinen Diebereien und Spiegelfechtereien? Sogar Vulkan selbst macht beim Göttermahl den Hofnarr und erheitert die Zecherrunde bald mit seinem Gehumpel, bald mit dummem Gerede oder lächerlichen Aussprüchen. Dann ist da Silen, der verliebte Alte, der seinen bäurischen Kordax tanzt, zusammen mit Polyphems Kyklopentanz und dem barfüßigen Reigen der Nymphen. Die bocksfüßigen Satyrn führen ihre Atellane auf, und Pan bringt mit einem blöden Lied alle zum Lachen. Ihn wollen sie zudem lieber hören als die Musen selbst, besonders wenn der Nektar schon in ihm zu arbeiten beginnt. Soll ich wirklich noch erwähnen, was die weidlich bezechten Götter nach dem Mahle unternehmen? Das ist so albern, daß ich das Lachen manchmal kaum unterdrücken kann. Ein Hinweis auf Harpokrates, den Gott der Verschwiegenheit, mag genügen, damit nicht irgendein göttlicher Denunziant uns behorcht, während wir ausplaudern, was nicht einmal Momus ungestraft an die große Glocke gehängt hat. Doch es ist Zeit, daß wir nach dem Vorbilde Homers wieder den Himmel verlassen, zur Erde hinabwandern und dort feststellen, wie alle Freude

und alles Glück ausschließlich von mir herrühren. Seht nur, mit welcher Voraussicht die Natur, die Allmutter und Bildnerin des Menschengeschlechts, gesorgt hat, daß nirgendwo die Würze der Torheit fehlt! Nach der Lehre der Stoiker ist die Weisheit nichts anderes als die Führung durch die Vernunft, die Torheit dagegen gleich der Abhängigkeit vom Drang der Leidenschaften. Wieviel mehr Leidenschaften als Vernunft gab aber Jupiter den Menschen, damit das menschliche Leben nicht völlig traurig und finster würde?

Es ist soviel wie eine halbe Unze gegen ein As. Außerdem hat er die Vernunft in einen Winkel des Kopfes verbannt und überließ den ganzen übrigen Körper der Verwirrung. Gleichsam zwei äußerst gewalttätige Tyrannen stellte er gegen einen: den Zorn, der die Feste des Zwerchfells beherrscht und so den Quell des Lebens selbst, das Herz; dazu die Begierde, die ganz unten bei der Scham die ausgedehnteste Herrschaft behauptet. Wieviel die Vernunft gegenüber diesen beiden Aufgeboten wert ist, beweist das gemeine menschliche Leben deutlich genug. Während sie sich beim Anpreisen des Ziemlichen und Ehrenhaften heiser schreit, legen jene ihrem König eine Schlinge und gehen mit allem Haß zu Werke, bis sie schließlich selbst müde wird, freiwillig weicht und sich gefangen gibt. Der Mann, der für staatliche Aufgaben bestimmt ist, mußte natürlich mit einem Quentchen mehr an Vernunft besprengt werden, damit er sie nach Kräften bewähre. Wie bei allem anderen zog er mich auch hier zu Rate, und ich beriet ihn nach meiner Weise: Er solle sich ein Weib nehmen, jenes ebenso dumme und läppische wie ergötzliche und reizvolle Wesen. Mit seiner Torheit sollte es in häuslicher Gemeinschaft die finstere Würde des männlichen Geistes würzen und versüßen. Denn mit

seinem Zweifel, ob die Frau zu den vernünftigen oder zu den stumpsinnigen Lebewesen zu zählen sei, wollte Platon nur die auffallende Torheit dieses Geschlechtes kennzeichnen. Ein Blaustrumpf ist also in Wirklichkeit nur doppelt töricht, wie wenn jemand ein Stück Rindvieh wider den offenbaren Willen der Minerva, wie man sagt, salben ließe. Es verdoppelt nur den Fehler, wer wider die Natur die Schminke der Tugend auflegt und seine Anlagen verfälscht. Wie nach dem griechischen Sprichwort ein Affe immer ein Affe bleibt, und wenn er in Purpur gewandet wäre, so ist auch ein Weib immer Weib, das heißt töricht, welche Maske es auch immer aufsetzt. Ich will aber nicht annehmen, daß die Frauen so töricht sind, mir zu zürnen, weil ich ihnen, als Torheit doch selbst eine Frau, Torheit nachsage. Wenn sie die Dinge nämlich recht überlegen, müssen sie dies gerade der Torheit zugute halten, daß sie in vielen Dingen glücklicher sind als die Männer. Da ist zunächst einmal die Anmut der Erscheinung, die sie mit Recht allem ändern vorziehen und mit deren Macht sie die Tyrannen selbst tyrannisieren. Woher kommt denn anders die Unansehnlichkeit des Äußeren, die rauhe Haut, das Bartgestrüpp, doch offenbar etwas Greisenhaftes beim Manne, als von der unziemlichen Klugheit? Das glatte Kinn, die gleichbleibend hohe Stimmlage und die weiche Haut der Frauen deuten dagegen auf eine stete Jugend. Was wünschen sie auch anderes in diesem Leben, als ihren Männern soviel wie möglich zu gefallen?



Darum geht es doch bei all der Körperpflege, bei all diesem Aufwand, diesen Bädern, diesem Schmuck, den

Salben und Duftstoffen, bei all dieser Kunstentfaltung im Mienenspiel, im Augenzwinkern und im Schminken. Sind sie denn den Männern durch irgend etwas mehr empfohlen als durch die Torheit? Was lassen sie den Frauen nicht alles durchgehen? Könnte sie aber etwas anderes dazu bewegen als das Vergnügen? Das aber bereiten die Frauen durch nichts anderes als durch die Torheit. Wer überlegt, was ein Mann für läppisches Zeug mit einer Frau schwätzt, was für einen Unfug er treibt, sooft er sich mit einer Frau seine Freude machen will, wird das nicht abstreiten. Da seht ihr also, aus welchem Urquell der Reiz des Lebens vor allem stammt. Viele, besonders die Greise, haben mehr Liebe zur Flasche als zu den Frauen und finden das höchste Vergnügen in Zechgelagen. Andere mögen untersuchen, ob es überhaupt ein feines Gastmahl gibt ohne Frauengesellschaft, mindestens steht aber fest, daß keines ohne die Würze der Torheit den geringsten Anspruch auf Behaglichkeit hat. Vermißt man irgendwo einen Menschen, der die Gesellschaft mit törichtem Wesen oder Possen zum Lachen reizt, holt man sich wohl gar einen Possenreißer gegen Geld oder sonst einen lächerlichen Schmarotzer, der mit witzigen Sarkasmen der Gesellschaft Stumpfsinn und Trübsal fernhält. Was nützt es, den Bauch mit so viel Zuckerwerk, Leckerei und Feinkost zu beladen, wenn nicht gleichzeitig Augen und Ohren, ja der ganze Sinn sich an Lachen, Scherzen und heiterem Witz weiden können. Köstlichkeiten solcher Art kann ich nur zustande bringen. Die vielerlei beliebten Ergötzungen bei Gelagen, zum Beispiel den König auswürfeln, Umtrunk, Rundgesang, Tanz und Pantomimen sind nicht von den sieben Weisen Griechenlands, sondern von uns zum Wohle der Menschheit erfunden worden. Es liegt im Wesen dieser Dinge, daß sie dem menschlichen Leben um so

bekömmlicher sind, je mehr Torheit sie enthalten. Darum würde das Leben nicht einmal seinen Namen verdienen, wenn es trübselig wäre.



Es müßte aber so sein, wenn der angeborene Überdruß nicht mit solchen Reizmitteln weggespült würde. Vielleicht meiden aber manche derartige Vergnügungen und finden ihr Behagen in liebevollem Freundesverkehr, wobei sie die Freundschaft als das Vorzüglichste

anpreisen. Sie sei fast notwendiger als Luft, Feuer und Wasser und dabei so angenehm, daß man dem Leben seine Sonne nähme, wenn man sie beseitigte. Dabei sei sie so angesehen — sofern das hier eine Rolle spielt —, daß sogar die Philosophen keine Bedenken hatten, sie unter die hervorragenden Güter zu zählen. Was würdet ihr aber sagen, wenn ich behaupte, daß ich Alpha und Omega auch dieses erhabenen Gutes bin?

Ich will es nicht mit irgendwelchen dialektischen Fechterkunststückchen beweisen, sondern ganz einfach mit dem Finger darauf zeigen. Ein Auge zudrücken, Vorliebe haben, blind sein, die Fehler der Freunde verharmlosen, gewisse auffallende Schwachen sogar als Vorzüge lieben und bewundern, paßt das denn etwa nicht zur Torheit? Der eine küßt das Muttermal seiner Freundin, den ändern macht die Schnupfennase seiner Agnes selig, und die Schielaugen seines Sohnes nennt der Vater schmachend. Ich frage euch nun: Was ist das denn anderes als unverfälschte Torheit? Sie mögen es drei- und viermal beklagen, daß das töricht sei, diese Torheit allein aber stiftet und erhält Freundschaften. Ich spreche von den Menschen, von denen keiner fehlerfrei auf die "Welt kommt. Der beste ist, der am wenigsten davon bedrückt wird. Dagegen kommt unter jenen Göttern der Weisheit entweder überhaupt keine Freundschaft zustande oder nur eine griesgrämige und freudlose, und diese auch nur in ganz seltenen Fällen; denn sie lassen sich nie zu einem Gespräch mit jemand herab, weil die meisten Menschen ohne Einsicht sind, ja jeder sogar nach Kräften spinnt und die Freundschaft doch nur unter gleichen bindende Kraft hat. Kommt es unter jenen Gestrengen wirklich einmal zu gegenseitiger Zuneigung, ist sie gewiß unzuverlässig und nicht von langer Dauer. Das ist auch kein Wunder bei Eigensinnigen und so übertrieben Scharfäugigen, daß sie

an den Freunden mit Adlerblick und unfehlbar wie die Epidaurische Schlange auch den kleinsten Fehler ausmachen.



Wie blind sind sie dabei gegen die eigenen Schwächen und bemerken nicht, wie ihnen der Mantel schief hängt. Es gehört nun einmal zum menschlichen Wesen, daß jeder Charakter sein gerüttelt Maß an Fehlern hat. Dazu kommt dann die Verschiedenheit der Geistesrichtung

und Studien, mancherlei Mängel, Irrtümer und Unvermeidlichkeiten des menschlichen Lebens. Wie könnte unter jenen Argusaugen angenehme Freundschaft auch nur eine Stunde währen, wenn nicht die von den Griechen so genannte Gelassenheit hinzuträte? Das Wort kannst du mit Torheit oder Umgänglichkeit übersetzen. Was das hier soll? Ist Cupido, der Urheber und Vater jeder Verbindung, nicht geradezu kurzsichtig? Da ihm (nach einem Worte Theokrits) das Unschöne schön erscheint, bringt er es fertig, daß jedem das Seine prächtig vorkommt, der Mummelgreis die Vettel und der grüne Junge den Backfisch inbrünstig liebt. So ist es überall und erregt überall Gelächter, und doch fügen und festigen solche Lächerlichkeiten das gesellschaftliche Behagen. Was von der Freundschaft gilt, muß man auch auf die Ehe anwenden, die doch nichts anderes ist als die ungeteilte Lebensgemeinschaft. Bei Gott, welche Scheidungen und schlimmere Unzuträglichkeiten würden überall im Schwange sein, wenn nicht der häusliche Umgang zwischen Mann und Frau mit Scherz, Freundlichkeit, Irrtum und Verstellung, meiner offenbaren Gefolgschaft, Kraft und Stärke gäbe. Wie wenig Ehen kämen zustande, wenn der Bräutigam sorgsam feststellen wollte, was für Schäkereien die reizende und anscheinend so schamhafte Jungfrau schon lange vor der Hochzeit unternommen hat? Wie selten würden sie den Anfang überdauern, wenn die Gleichgültigkeit oder Beschränktheit des Mannes nicht die meisten Schandtaten der Frau übersähe? Das geht von Rechts wegen alles zu Lasten der Torheit, denn sie sorgt dafür, daß die Gattin dem Gatten angenehm bleibt und umgekehrt der Gatte der Gattin, daß Ruhe im Hause herrscht und die Verbindung dauerhaft bleibt. Man lacht, und der Kuckuck, Hahnrei, oder wie man ihn sonst nennt, verwindet die Tränen über den Ehebruch bei

Schmeicheleien. Wieviel mehr Glück bringt es, so zu irren, als mit kleinlicher Eifersucht das Ganze zu einer Tragödie zu machen? Es kann schlechthin keine Gemeinschaft, keine Lebensverbindung ohne mich erfreulich oder stetig sein. Das Volk erträgt den Fürsten nicht lange, der Herr seinen Knecht nicht, das Gesinde keinen Herrn, der Lehrer keinen Schüler, der Freund keinen Freund, der Gatte seine Gattin nicht, der Eigentümer keinen Pächter, der Hausgenosse keinen Hausgenossen und der Tischgenösse keinen Tischgenossen, wenn sie nicht gemeinsam bald irren, bald schmeicheln, bald einander weise durch die Finger sehen, bald sich gegenseitig den Honig der Torheit ums Maul schmieren. So einleuchtend das alles ist, ihr sollt noch Besseres, hören. Wird jemand einen ändern lieben, der sich selbst haßt? Gibt es Übereinstimmung mit dem ändern, wo man sich selbst im Wege ist? Kann man einem ändern Vergnügen bereiten, wenn man sich selbst hinderlich und beschwerlich ist? Das wird niemand behaupten, wenn er nicht selbst törichter ist als die Torheit. Wo man mich ausschließt, kann keiner den ändern ausstehen und muß sich selbst zur Last fallen; abscheulich erscheint ihm, was er an sich hat, und die eigene Person ist ihm verhaßt. Die Natur, die in manchen Dingen mehr Stiefmutter als Mutter ist, hat nun einmal die Menschen, vor allem herzhaftere Charaktere, so geschaffen, daß sie ihrer selbst leicht überdrüssig werden und das Fremde bewundern. Woher kommt es denn, daß alle Talente, aller Geschmack und Glanz des Lebens verderben und schwinden? Was nützt schon die Gestalt, die vorzüglichste Gabe der unsterblichen Götter, wenn sie in Fäulnis übergeht? Wozu haben wir die Jugend, wenn sie vom Trübsinn des Alters entstellt wird? Was willst du denn in den verschiedenen Lagen des Lebens selbst oder bei anderen mit Schicklichkeit erreichen —

die Schicklichkeit deines Tuns ist nicht nur in der Kunst, sondern auch im täglichen Leben der Maßstab jedes Handelns —, wenn dir nicht die Eigenliebe zur Seite steht, die ich mit Fug und Recht als Schwester betrachte. So nachdrücklich verfißt sie überall meine Sache. Könnte es auch eine größere Torheit geben als die Selbstgefälligkeit und die Selbstbeweihräucherung? Was könnte anderseits geschmackvoll, liebenswert oder schicklich an deinem Tun sein, wenn du dir selbst mißfielest? Nimm dem Leben diese seine Würze, und der Redner wird kaltlassen mit seinen Worten, der Musiker wird mit seinen Weisen keinen Beifall ernten, der Schauspieler wird ausgezischt mit seinen Gebärden, der Dichter ruft mit seinen Werken Gelächter hervor, der Maler stößt mit seinem Bild auf Ablehnung, und der Arzt hungert inmitten seiner Heilmittel. So könntest du aus einem (schönen) Nireus leicht zu einem (häßlichen) Thersites, aus einem Phaon ein Nestor, aus einer Minerva ein Schwein, aus einem Redegewandten ein Tölpel, aus einem Weltmann ein Bauernlummel werden. Es muß jeder ohne Ausnahme sich selbst schmeicheln und gewissermaßen sein eigenes Lob singen, ehe er anderen genehm ist. Schließlich hängt das Glück ja zum großen Teil davon ab, daß du innerlich zu dir ja sagst. Meine Philautia (Eigenliebe) sorgt aber dafür, daß keiner sich seiner Gestalt, seiner Veranlagung, seiner Herkunft, seiner Lage, seiner Lebensweise und seiner Heimat schämt. Das geht so weit, daß der Irländer nicht einmal mit dem Italiener, der Thraker nicht mit dem Athener und der Skythe nicht mit den Inseln der Glückseligen tauschen möchte. O einzigartige Fürsorge der Natur, die bei solcher Vielfalt überall Ausgleich schafft! Wo sie einem Menschen weniger Talent gegeben hat, pflegt die Philautia ein wenig hinzuzutun; dies hier habe ich allerdings so töricht gesagt, weil meine Begabung darin

am höchsten ist. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß keine vortreffliche Tat ohne meinen Antrieb und keine hervorragenden Erfindungen ohne meine Urheberchaft gemacht wären. Ist denn nicht der Krieg das Saatfeld und die | Quelle jeder rühmenswerten Tat? Was gibt es aber Törichtereres, als aus weiß Gott welchen Gründen eine Auseinandersetzung anzuheben, die jedem Beteiligten mehr Schaden als Nutzen bringt? Denn die Gefallenen erwähnt keiner, wie Theokrit von den Megarern sagt. Wozu, ich bitte euch, sind denn jene Weisheitsgewaltigen nütze, wenn die Parteien sich erzgeschieht zum Kampfe stellen und der dumpfe Gesang der Hörner erklingt? Sind sie doch von Studien ausgemergelt und so dünn- und kaltblütig, daß sie nur mit Mühe schnaufen. Kräftige und grobschlächtige Kerle hat man dazu nötig, die tollkühn und geistig unbeschwert sind. Es sei denn, daß jemand die soldatische Tüchtigkeit des Demosthenes sich zum Vorbild nähme, der dem Rate des Archilochos folgte, beim Anblick der Feinde seinen Schild wegwarf und floh, ebenso feig als Krieger wie weise als Redner.



Nun sagt man aber, daß Einsicht im Kriege sehr viel Bedeutung habe. Soweit es sich um den Feldherrn handelt, gebe ich das zu, doch geht es dabei nur um militärische, nicht um philosophische Einsicht. Im

übrigen wird ein derart ruhmvolles Unternehmen nur von Schmarotzern, Kupplern, Wegelagerern, Meuchelmördern, Bauernlümmeln, Tölpeln, Bankrotteuren und ähnlichem Unrat der menschlichen Gesellschaft durchgeführt, aber nicht von laternentragenden Philosophen. Wie wenig die letzteren für irgendwelche Aufgaben des täglichen Lebens brauchbar sind, beweist Sokrates, der ja an Weisheit ein ganzes apollinisches Orakel in seiner Person verkörperte, aber für äußerst ungeschickt galt. Als er einmal ein öffentliches Amt versehen wollte, mußte er unter dem Hohngelächter aller zurücktreten. Trotzdem war der Mann keineswegs ganz ohne Witz, da er auf den Titel eines Weisen verzichtete, dem Gott selbst widersprach und meinte, daß der Weise sich von den Staatsgeschäften fernhalten müsse. Nur hätte er vielleicht besser jeden vor der Weisheit warnen sollen, der als Mensch gewertet sein möchte. Was hat ihn schließlich anderes auf die Anklagebank und zum Schierlingsbecher geführt als die Weisheit? Während er den nebulösen Ideen nachsann, während er die Füße des Flohes nachmaß und die Stimme einer Mücke seine Bewunderung erregte, blieb er im Alltag ungeschickt. Dem Lehrer steht in seinem Prozeß auf Leben und Tod sein Schüler Platon zur Seite, welch trefflicher Verteidiger, eingeschüchtert durch den Lärm der Masse, kaum einen halben Satz herausbrachte. Was soll ich von Theophrast reden, der beim Auftreten in der Öffentlichkeit gleich verstummte, als ob er unversehens einem Wolf gegenüberstände, der doch einen Soldaten im Kriege aufgemuntert hätte. Isokrates wagte vor Schüchternheit niemals den Mund aufzutun, und Cicero, der Ahnherr der römischen Beredsamkeit, begann ganz wie ein schluchzender Knabe immer mit kläglichem Lampenfieber.



Quintilian legt das als Merkmal eines beherzten Redners aus, der die Gefahr erkennt. Gibt er mit dieser Erklärung aber nicht offen zu, daß die Weisheit einem erfolgreichen Unternehmen hinderlich ist? Was sollen denn solche Leute im Kriege machen, die schon vor Furcht zittern, wenn es sich um ein bloßes Wortgefecht handelt? Da soll man nun die vielberufene Ansicht Platons rühmen, daß Staaten glücklich wären, wenn Philosophen regieren und Feldherren philosophieren! Wenn du die Geschichtsschreiber befragst, wirst du keine übleren Staatsführer antreffen als Afterphilosophen und Literaten in Regierungsstellen. Die beiden Cato beweisen das augenfällig genug: der eine gefährdete die bürgerliche Ruhe durch verrückte Denunziationen, der andere vernichtete die Freiheit des römischen Volkes vollends, als er sich mit anmaßlicher Weisheit zu ihrem Schutzherrn aufwarf. Dazu magst du getrost die Brutus, Cassius, Gracchen und selbst Cicero zählen, der dem römischen Staat nicht weniger Unheil bescherte als Demosthenes dem athenischen Staat. Unterstellen wir einmal, daß Marc Aurel ein guter Feldherr gewesen sei; selbst das könnte ich widerlegen; den Bürgern war er nämlich deshalb peinlich und verhaßt, weil sie in ihm den Philosophen sahen. Geben wir immerhin zu, daß er gut gewesen ist, dann stürzte er den römischen Staat mit seinem Sohn und Nachfolger Commodus doch in ein Verhängnis, das die Vorzüge seiner eigenen Regierung überschattete. Denn Menschen dieser Art, die sich dem Studium der Weisheit verschrieben haben, pflegen in anderen Dingen, vor allem bei ihrem Nachwuchs, sehr wenig Glück zu haben. Ich glaube, die Natur hat hier gesorgt, daß das Übel der

Weisheit unter den Menschen nicht weiter um sich greift. So hatte bekanntlich Cicero einen Sohn, der aus der Art schlug, und der weise Sokrates hatte Kinder, die mehr der Mutter glichen als dem Vater, das heißt dumme Kinder, wie irgendwer treffend geschrieben hat.



Beides wäre noch zu ertragen, wenn sie nämlich nur zu öffentlichen Ämtern so untauglich wären wie der Esel zur Lyra und eben nicht auch zu jeder Verrichtung des

täglichen Lebens. Man hole sich einen weisen Mann zu einem Gelage: Entweder ist er in brütendes Schweigen versunken, oder er stört mit aufdringlichem Problematisieren. Bittet man ihn zum Tanz, möchte man glauben, ein Kamel schwinde das Tanzbein. Bei öffentlichen Vorführungen bringt er das Volk durch seine Miene um das Vergnügen, und man zwingt den weisen Cato, das Theater zu verlassen, wenn er seine finstere Miene nicht ablegen kann. Kommt er zu einem Gespräch hinzu, stockt die Unterhaltung gleich. Gilt es einen Kauf zu tun, einen Vertrag zu schließen, kurz, irgendeine unvermeidliche Angelegenheit des täglichen Lebens zu erledigen, vermeinst du in dem Weisen einen Stock zu sehen, aber keinen Menschen. Weder sich selbst noch seinem Vaterlande noch seinen Verwandten bringt er jemals den geringsten Nutzen, weil er keine Lebenserfahrung hat, weil er von der öffentlichen Meinung und von den bürgerlichen Gewohnheiten völlig absticht. Natürlich muß solche Ungewöhnlichkeit der Lebensführung und der Geistesart Haß erzeugen. Gibt es denn unter Menschen überhaupt eine Erscheinung, die nicht voll Torheit steckte, bei der Ausführende und Betroffene nicht töricht wären? Wenn einer sich dem gemeinen Wesen widersetzen wollte, würde ich ihm den Rat geben, es wie der Athener Timon zu machen, sich in eine Einöde zu verkriechen und dort allein seine Weisheit zu genießen. Doch kehren wir zur Sache zurück! Welche andere Macht als Scharlatanerie kann die klobigen und hölzernen Wilden in eine staatliche Gemeinschaft fügen? Das ist es ja, was die Zither des Amphion und Orpheus meint. Was hat denn das römische Volk hart am Abgrund zu bürgerlicher Eintracht zurückgerufen? Etwa die Rede eines Philosophen? Keineswegs! Eine lächerliche Kinderfabel vom Bauch und den übrigen Gliedern des menschlichen

Körpers! Dasselbe vermochte eine ähnliche Fabel des Themistokles vom Fuchs und dem Igel. Welche Rede eines Weisen hätte so viel erreicht wie die trügerische Hindin des Sertorius oder das bekannte Schaustück des Lykurg mit den zwei Hunden oder die Vorführung des eben genannten Sertorius mit den beiden Stuten, denen die Schwanzhaare ausgezogen werden sollten? Von Minos und Numa, die beide den dummen Haufen mit gelungenen Fabeln in ihrer Gewalt hielten, will ich gar nicht reden. Mit solchem Schwindel kirrt man die großmächtige Bestie Volk. Welcher Staat hat denn jemals die Gesetze Platons oder des Aristoteles oder die Grundsätze des Sokrates sich zu eigen gemacht? Was hat denn die Decier dahin gebracht, sich freiwillig den Göttern der Unterwelt zu weihen? Was anders als der nichtige Ruhm hat den Quintus Curtius wie eine unwiderstehlich lockende Sirene in den Abgrund gestürzt? Um so verwunderlicher ist es, wie jene hochweisen Männer das verurteilen. Was gibt es schon Törichtereres, so sagen sie, als einen Amtsbewerber, der vor dem Volke herumdienert, als das scheffelweise Einheimsen der Gunst, die Jagd nach dem Beifall des dummen Haufens, selbstgefällige Freude an öffentlicher Anerkennung, sich wie eine Trophäe unter den Augen des Volkes im Triumph herumfahren zu lassen und ein erzenes Standbild auf dem Markt zu erhalten? Die Annahme von Ehrennamen und Titeln gehört auch dazu, ebenfalls die göttlichen Ehren für ein kümmerliches Menschlein und die feierliche Apotheose auch der verworfensten Tyrannen. Das alles verkörpert freilich ein Höchstmaß an Torheit, und ein Demokrit würde nicht ausreichen, um das zu verspotten. Wer wollte es abstreiten? Doch gedeihen auf solcher Weide die Taten der tapferen Helden, die in den Schriften so vieler gelehrter Männer in den Himmel gehoben werden.

Solche Torheit gründet Staaten, in ihr sind die Reiche verankert, die Regierung, die Religion, die Ratsbeschlüsse, die Gerichtsentscheide, und das gesamte menschliche Leben ist nichts anderes als ein Spiel der Torheit. Die Künste will ich aber auch nicht übergehen. Was hat denn im Grunde den menschlichen Geist angetrieben, so viele, wie sie glauben hervorragende, Zweige des künstlerischen Schaffens zu ersinnen und den folgenden Generationen zu vererben, wenn es nicht die Ruhmsucht war? Die Menschen meinten in ihrer aberwitzigen Torheit, in so viel durchwachten Nächten und mit so viel Schweiß fragwürdigen Ruhm einheimen zu müssen, der doch an Sinnlosigkeit kaum seinesgleichen hat. Indessen verdankt ihr der Torheit überall hervorragende Annehmlichkeiten des Lebens, und, was das ergötzlichste ist, ihr habt euren Genuß am Wahnwitz der anderen. Nachdem ich also das Lob der Tapferkeit und des Fleißes für mich in Anspruch genommen habe, was hindert mich, auch das Lob der Klugheit mir gutzuschreiben? Es könnte aber jemand sagen, mit demselben Recht möchte ich Feuer und Wasser zusammenbringen. Doch ich glaube, auch das wird mir gelingen, wenn ihr nur wie vorhin mit offenen Ohren und geneigtem Sinn zuhören wollt. Wenn Klugheit vor allem Erfahrung ist, wem gebührt denn die Ehre dieses Beinamens mehr, dem Weisen, der teils aus Scham, teils aus Vorsicht nichts unternimmt, oder dem Törichten, den weder die Scham, die er nicht kennt, noch die Gefahr, die er nicht berücksichtigt, von irgend etwas abschrecken kann? Der Weise nimmt seine Zuflucht zu den Schriften der Alten und prägt sich da abgeschmackte Spitzfindigkeiten ein. Der Törichte greift einfach zu, schlägt sich mit den Dingen herum und gewinnt dabei die — wenn ich mich nicht täusche — wahre Klugheit. Das scheint Homer schon, so blind er auch war, bemerkt

zu haben, wenn er sagt: „Die Wirklichkeit hat sogar der Törichte erkannt.“ Auf dem Wege der Lebenserfahrung gibt es nämlich hauptsächlich zwei Hindernisse, die Scham, die den Sinn umnebelt, und die Furcht, die die Gefahr zeigt und vom Abenteuer abrät. Die Torheit befreit uns davon gründlich. Nur wenige Menschen sehen ein, wieviel Nutzen es allerdings bringt, von Scheu und Bedächtigkeit frei zu sein. Wenn man lieber jene Klugheit annehmen will, die im Urteilsvermögen besteht, dann verneht bitte, wie weit davon alle entfernt sind, die sich etwas darauf zugute tun. Es steht doch nun einmal fest, daß alles im menschlichen Leben seine zwei grundverschiedenen Seiten hat wie die Silene des Alkibiades. Was obenhin als Tod erscheint, entpuppt sich bei näherem Zusehen als Leben und umgekehrt. Mit Wohlgestalt und Unförmigkeit, mit Reichtum und Armut, mit Nichtigkeit und Ruhm, Gelehrtheit und Ungelehrtheit, Stärke und Schwäche, Adel und Namenlosigkeit, Freude und Trauer, Glück und Unglück, Heil und Schaden ist es genauso, kurz, man findet alles unversehens ins Gegenteil verkehrt, wenn man den Silen aufdeckt. Sollte das jemand allzu philosophisch gesagt scheinen, will ich es mit einfachsten Worten verständlich machen. Wer würde bestreiten, daß ein König reich und Herr ist? Mit Geistesgutem ist er nicht ausgestattet, und es dünkt ihn freilich nichts genug, also ist er wohl sehr arm. Dann ist er seelisch in vielerlei Laster verstrickt, und damit lebt er schon in schändlicher Knechtschaft. Ähnlich könnte man in allen anderen Fällen philosophieren. Doch mag das als Beispiel genügen. Was soll das nun, könnte jemand fragen. Hört zu, worauf wir hinauswollen! Wenn einer versuchen wollte, Schauspielern auf der Bühne die Masken herunterzureißen und den Zuschauern die wirklichen Gesichter zu zeigen, würde er nicht das ganze Stück

verderben und verdienen, wie ein Besessener von allen mit Steinen aus dem Theater verjagt zu werden? Es könnte so allzu plötzlich ein neues Bild der Verhältnisse erscheinen: wer eben noch Frau war, ist jetzt ein Mann, wer eben noch Jüngling war, gleich Greis, wer kurz vorher ein König war, entpuppt sich nun als der namenlose Dama des Horaz, wer eben noch Gott war, erscheint plötzlich als Menschlein. Diesen Irrtum beseitigen heißt das ganze Stück verwirren. Dieser Trug und Schein ist es doch, der die Augen der Zuschauer gebannt hält. Was ist denn das menschliche Leben schon anderes als ein Schauspiel, in dem die einen vor den anderen in Masken auftreten und ihre Rolle spielen, bis der Regisseur sie von den Brettern abrufen? Oft genug läßt er denselben Spieler in verschiedenen Rollen auftreten, so daß er bald als purpureschmückter König, bald als dürftig gekleideter Sklave erscheint. Schein ist zwar alles, aber dieses Stück wird nicht anders gegeben. Vielleicht erhebt sich hier unversehens vom Himmel herab ein Weiser wider mich und klagt, daß dieser da, den alle als Gott und Herrn betrachten, auch kein Mensch sei, weil er sich nach tierischer Art von Trieben leiten lasse; er sei ein Sklave in elender Lage, weil er so vielen und schmutzigen Herren freiwillig diene. Einen ändern, der den Tod des Vaters betrauert, könnte er zur Freude aufmuntern, weil der Vater nun erst zu leben begonnen habe, da doch das Leben hier nichts anderes wäre als eine Art Tod. Einen Adelsstolzen könnte er namenlos und Bankert nennen, weil er kein Verhältnis zur Tugend hätte, die allein die Quelle der Vornehmheit sei. So könnte er über alles sonst seine Sprüche machen. Bitte, was hätte er aber anderes getan als sich vor allen verrückt und besessen gebärdet? Wie nichts törichter ist als unangebrachte Weisheit, so ist nichts weniger klug als verkehrte Klugheit.



Verkehrt handelt nämlich, wer sich der augenblicklichen Lage nicht anpaßt und seine Fahne nicht nach dem Wind stellt, sich nicht wenigstens des Trinkspruches „Sauf oder lauf!“ erinnert und fordert, daß das Spiel nicht mehr Spiel sei. Dagegen zeugt es für die rechte Klugheit, wenn du als Mensch nicht über deine Grenzen hinaus

weise sein willst und mit dem gemeinen Haufen gern ein Auge zudrückst oder munter irrst. Das aber, sagen sie, sei gerade das Merkmal der Torheit. Ich will es nicht einmal abstreiten, nur sollen jene ihrerseits zugeben, daß man so das Bühnenstück des Lebens spielt. Ihr Götter, soll ich tatsächlich das andere auch noch erwähnen, oder soll ich schweigen? Doch warum sollte ich die lauterste Wahrheit verschweigen? Vielleicht ist es angemessen, bei solchem Vorhaben die Musen vom Helikon herabzubemühen, wie das die Dichter oft genug bei faden Nichtigkeiten tun. Steht mir also ein wenig zur Seite, ihr Töchter des Zeus, indes ich meinen Beweis führe, daß keiner zu jener trefflichen Weisheit und angepriesenen Burg der Glückseligkeit gelangt ohne das Geleit der Torheit. Zunächst steht doch fest, daß alle Leidenschaften der Torheit dienstverpflichtet sind. Das betrachtet man ja als Unterschied zwischen dem Toren und dem Weisen, daß jenen die Leidenschaften, diesen die Vernunft leiten. Deshalb scheiden die Stoiker alle Verwirrungen wie Krankheiten vom Weisen. Dabei sind eben diese Leidenschaften doch wie Erzieher für alle Adepten der Weisheit, ja, bei jeder Tugendübung pflegen sie als eine Art Sporn und Stachel mitzuhelfen und ermuntern geradezu zu gutem Gelingen. Allerdings streitet das der Überstoiker Seneca ab, der den Weisen von jeder Leidenschaft ausnimmt. Damit verläßt er aber nicht nur alles menschliche Maß, sondern bildet sogar eine neue Gottheit, die es nie und nirgends gab noch geben wird. Noch deutlicher gesagt, schafft er ein marmornes Menschenbild, stumpf und ohne jedes menschliche Gefühl.



Mögen sie sich nach Belieben an ihrem Weisen ergötzen und ihn in abgeklärter Liebe umhegen, mit ihm in Platons „Staat“ oder, wenn ihnen das mehr behagt, im Reich der Ideen oder in den Gärten des Tantalus Wohnung nehmen! Alle Welt meidet und verabscheut doch einen solchen Menschen wie einen schrecklichen Schemen, der taub ist für alle natürlichen Regungen, für keine Leidenschaften empfänglich und von Liebe und Mitgefühl nicht mehr gepackt wird wie ein harter Kieselstein oder der Marpessische Fels (des Vergil). Nichts entgeht ihm, er ist unfehlbar und durchschaut alles wie ein Lynkeus. Mit peinlichster Genauigkeit hat er alles überlegt, kennt keine Nachsicht und ist immer

nur mit sich zufrieden, ist allein reich, allein vernünftig, allein König, allein frei, kurz, alles allein, jedoch nur in seiner eigenen Meinung. Freunde erwirbt er nicht, will auch niemand Freund sein und empfiehlt sogar den Göttern bedenkenlos den Strick. Alles im Leben verurteilt und belächelt er als Tollheit. So sieht jener vollkommene Weise aus. Wenn es eine Wahl gäbe, welcher Staat würde sich einen solchen Staatslenker wünschen, oder welches Heer würde nach einem solchen Feldherrn verlangen? Welche Frau möchte ihn zum Gatten haben, welcher Gastgeber ihn als Gast, und welcher Diener würde einen Herrn mit solchen Gewohnheiten begehren oder ertragen? Wer möchte nicht viel lieber einen Menschen mitten aus dem dümmsten Haufen, der in seiner Torheit den Toren befehlen oder gehorchen kann, seinesgleichen fast ausnahmslos gefällt, galant ist gegen seine Frau, bei Freunden beliebt, ein angenehmer Gesellschafter, umgänglich als Hausfreund und schließlich duldsam gegen alle menschlichen Schwächen? Doch mich ekelt jener Weise schon lange an. Wir wollen unsern Blick also lieber auf die übrigen angenehmen Erscheinungen richten. Von hoher Warte mag wohl einer Umschau halten, so wie die Dichter es manchmal Jupiter nachrühmen. Dann sieht er das menschliche Leben in maßloses Unheil verstrickt, in großem Elend. Er sieht die Peinlichkeiten der Geburt, die Mühen der Erziehung, die vielfältigen Ungerechtigkeiten, denen die Kindheit ausgesetzt ist, den argen Schweiß der Jugend, die Beschwerlichkeit des Alters, die harte Not des Todes. Er sieht, welch endloser Zug von Krankheiten droht, wie viele Zufälle uns auflauern, wieviel Mißgeschick uns zustößt und wie alles allerorten mit Galle getränkt ist. Ich will gar nicht erst erwähnen, was die Menschen einander an Übeln selbst zufügen, wie Armut,

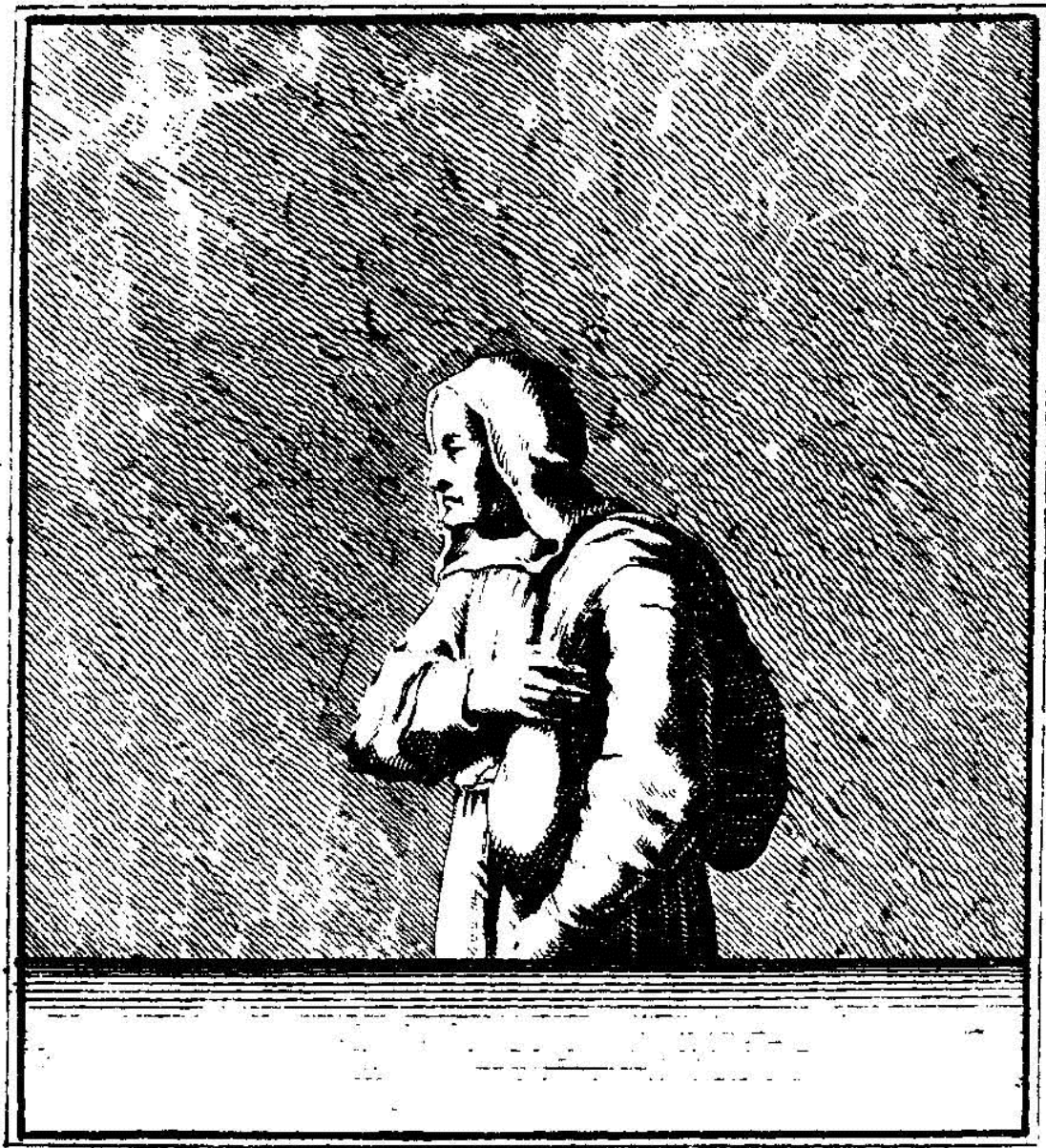
Gefängnis, Schande, Scham, Martern,
Hinterhältigkeiten, Verrat, Schmähungen, Streitigkeiten
und Betrügereien.



Doch allmählich komme ich offensichtlich dazu, den
Sand zu zählen. Gegenwärtig steht es mir nicht an

auszuführen, womit die Menschen das alles verdient haben und welcher zornige Gott sie zur Geburt in diesem Jammertal genötigt hat. Würde man nicht das noch so bejammernswerte Beispiel der Mädchen aus Milet billigen müssen, wenn man dies im einzelnen betrachten wollte? Haben sie nicht hauptsächlich aus Lebensüberdruß ihr Verhängnis selbst beschworen? Waren sie etwa nicht im Banne der Weisheit? Von Diogenes, Xenokrates, den Catonen, den Cassius und Brutus, die auch dazu gehören, will ich schweigen; nur auf jenen Chiron möchte ich noch hinweisen, der aus freien Stücken den Tod vorzog, obwohl er unsterblich sein durfte. Ihr seht also wohl, was einträte, wenn alle Menschen weise wären: ein neuer Lehm und eine neue prometheische Töpferhand wäre dann bald nötig. Ich aber reiche meine helfende Hand in solcher Drangsal mit Unwissenheit, Unbedachtsamkeit, manchmal mit Vergeßlichkeit gegenüber üblen Lagen, dann wieder mit Hoffnung auf eine glückliche Wendung und versüße bisweilen ein wenig mit Vergnügungen. So kommt es, daß die meisten selbst dann nicht gern vom Leben lassen, wenn die Parzen den Lebensfaden zu Ende gesponnen haben und das Leben selbst sie schon längst verlassen hat. Je weniger Grund zu weiterem Verweilen im Leben ist, um so mehr Freude macht das Leben. Es kann so gar keine Rede davon sein, daß sie von Lebensüberdruß gepackt würden. Mir allein ist es doch zuzuschreiben, daß ihr immer wieder Männer im Alter eines Nestor seht, die kaum noch Ähnlichkeit mit einem Menschen haben, lallend, blöde, zahnlos, weiß, kahl oder — um sie mehr mit den Worten des Aristophanes zu beschreiben — ungepflegt, krumm, trübselig, runzlig, glatzköpfig, ohne Gebiß und ohne Geschlechtstrieb, die aber doch so am Leben hängen und sich so jugendlich gebärden, daß der eine sein Haar färben läßt, der andere

seine Glatze unter einer Perücke birgt, der dritte ein falsches Gebiß gebraucht und wieder ein anderer sich in ein Mädchen verliebt, wobei er es mit verliebtem Unfug jedem jungen Mann zuvortut.



Dem Tode nahe und reif für das Grab, führen sie noch ein junges Weibchen heim, ganz gleich, ob sie ohne Mitgift ist und anderen Nutzen bringt, und das alles ist so gang und gäbe, daß es fast noch gerühmt wird. Ein noch köstlicheres Schauspiel bieten aber alte Vetteln. Längst schon Greisinnen, dem Tode ausgeliefert und

gleichsam so voll Leichengeruch, daß sie von den Toten auferstanden scheinen, haben sie trotzdem immer noch das „Freut euch des Lebens“ im Munde, sind voll Brunst und bockslüstern, wie die Griechen sagen. Sie scheuen keine Kosten, um sich einen Phaon zu ködern, schminken sich ständig und weichen nicht vom Spiegel. Hemmungslose Begierde plagt sie, und sie zeigen ihren welken und schlaffen Busen in einem gewagten Dekolleté. Ausgelassene Lieder sollen den altersschwachen Trieb aufmuntern, dazu Trinkgelage, Tanz mit jungen Mädchen und verliebte Briefwechsel. Alle Welt lacht über solche unbestreitbaren Torheiten, doch sie gefallen sich selbst dabei, haben ihre Lust und salben sich mit dem glückbringenden Honig meiner Gunst. Die aber darüber lächeln, sollten lieber erwägen, ob sie es für richtiger halten, mit solcher Torheit das Leben zu versüßen oder sich am nächsten besten Balken aufzuhängen. Der Hinweis auf die Schändlichkeit solchen Verhaltens trifft meine Toren nicht, denn sie haben kein Gefühl für die Schlechtigkeit oder schlagen es einfach in den Wind. Höchstens ein Stein, der ihnen aufs Haupt fiele, würde von ihnen als Übel empfunden. Übrigens bringen Scham, Ruchlosigkeit, Unzucht und Schlechtigkeiten nur Schaden, wo man ein Gefühl dafür hat. Fehlt dies, sind es nicht einmal Übel. Was stört es dich, ob das ganze Volk dich auszischt, wenn du mit dir selbst zufrieden bist? Die Torheit allein verschafft dir solche Freiheit. Doch ich glaube, die Philosophen widersprechen mir: Das ist ja gerade das Jämmerliche, in Torheit befangen zu sein, zu irren, sich zu täuschen und keine Ahnung zu haben, unwissend zu sein. Im Gegenteil, das eben heißt Mensch sein! Ich weiß wirklich nicht, warum sie es jämmerlich nennen, wo ihr mit dieser Veranlagung geschaffen und geboren seid, und dies doch allgemeines Los ist. Was seiner Art getreu

bleibt, kann man aber nicht elend nennen, wie ja auch keiner den Menschen beklagt, weil er nicht fliegen kann wie die Vögel, nicht wie das andere Getier als Vierfüßler umherläuft und kein Gehörn trägt wie der Stier. Sonst müßte er allerdings das prächtigste Pferd eine Schindmähre nennen, weil es keine Grammatik gelernt hat und keinen Kuchen frißt, und einen Stier müßte er mißachten, weil er nicht zur Gymnastik taugt.



Wie nun ein Pferd ohne Grammatikkenntnisse keine Schindmähre ist, so ist auch ein törichter Mensch

keineswegs unglücklich; denn die Torheit gehört ja zu seiner Natur. Doch die Wortfechter werden wieder nicht lockerlassen. Bildung, so werden sie sagen, gehört zum Wesen des Menschen, da er mit ihrer Hilfe künstlich ergänzt, was ihm die Natur versagt hat. Kann man denn überhaupt annehmen, die Natur, die bei Flöhen, Pflanzen und Blumen so peinlich gesorgt hat, hätte allein den Menschen vernachlässigt, und man wäre auf jene Künste angewiesen, die der für den Menschen so unselige Erfinder Theuth zu unserm vollen Verderben ersonnen hat, Künste, die so wenig zum Glück verhelfen, daß sie sogar das gefährden, für das sie eigentlich erfunden sein sollen, wie jener fabelhaft kluge König bei Platon in seinen Worten über die Erfindung der Buchstaben glänzend beweist. So sind Wissenschaften und Künste mit allem übrigen Unheil in das menschliche Leben eingedrungen und kommen von den Urhebern aller Widerwärtigkeiten, den Dämonen, die ihren Namen sogar diesem Umstände verdanken, indem der griechische Name ja „Wissende“ bedeutet. Im goldenen Zeitalter war die Menschheit ja auch harmlos und frei von dem Rüstzeug der Wissenschaften und Künste, lebte nur im Vertrauen auf ihren natürlichen Instinkt. Was sollte auch die Sprachwissenschaft, da alle die gleiche Sprache hatten und man sie nur gebrauchte, um einander zu verstehen? Wozu hätte man Dialektik nötig gehabt, wo es keinen Meinungsstreit gab? Was sollte man mit der Rhetorik anfangen, da man keine Prozesse führte? Was sollte Gesetzeskenntnis, da es doch keine schlechten Sitten gab, die zweifellos der Ursprung guter Gesetze sind? Man war zu ehrfürchtig, um die Geheimnisse der Natur aufzudecken, die Größe, Bahn und Wirkung der Gestirne und den verborgenen Ursprung der Dinge zu erforschen, und hielt es für gottlos, als sterblicher Mensch über das gegebene Maß

hinaus nach Wissen zu trachten. Das vermessene Streben nach Kenntnis der Verhältnisse oberhalb des Himmelsgewölbes kam damals keinem in den Sinn.



Als aber der reine Glanz des goldenen Zeitalters allmählich verblaßte, brachten zuerst üble Erfinder die

Künste auf, doch nur wenige machten sich diese zu eigen. Das anmaßliche Wissen der Chaldäer und die müßige Leichtfertigkeit der Griechen vermehrten sie später um sechshundert. Es sind arge Kreuze des Geistes, so daß die Grammatik allein voll ausreichen würde als Marter für das ganze Leben. Bevorzugt sind aber unter all diesen Künsten gerade diejenigen, die dem Durchschnittsverständnis, also der Torheit, zusagen. Theologen können hungern, Naturphilosophen, können frieren. Astronomen verlacht man, und Dialektiker mißachtet man. Der Arzt allein nimmt es nach einem Worte Homers mit vielen anderen auf. Doch je weniger Bildung einer von diesen hat, je dreister und unüberlegter er verfährt, um so höher ist sein Ansehen in der vornehmen Welt. Denn die Heilkunde, zumal wie sie heute von der Mehrzahl ausgeübt wird, ist nichts anderes als eine Art Liebedienerei, nicht weniger wahrhaftig als die Rhetorik. Den nächsten Platz beanspruchen die Rechtsverdrehler, vielleicht sogar den ersten; denn die Philosophen — ich will nichts gesagt haben — machen sich mit großer Einmütigkeit über dieses von ihnen so genannte Eselsgewerbe lustig. Immerhin kommen mit Hilfe dieser Esel große und kleine Geschäfte zustande. Sie mehren ihren Besitz, während der Theologe die Schatztruhen des Göttlichen ausklaubt und dabei in ständigem Krieg mit Wanzen und Läusen an Wolfsbohnen herumnagt. Wie nun die Künste ertragreicher sind, die der Torheit am nächsten stehen, so bringt doch am meisten ein, was sich von jeder Berührung mit der Wissenschaft freihalten kann und nur dem Instinkt der Natur gemäß ist, die uns nirgendwo im Stich läßt, sofern wir nicht die Zäune unseres Menschenloses übersteigen wollen. Die Natur haßt Schminke, und was nicht durch Kunst verdorben ist, gelingt viel besser. Seht ihr denn nicht, wie bei jeder

Gattung der übrigen Lebewesen jene am glücklichsten leben, denen Künste völlig fremd sind und die nur dem Trieb der Natur folgen. Was ist glücklicher und wunderbarer als die Bienen? Dabei verfügen sie nicht einmal über alle äußeren Sinne. Hat die, Architektur beim Hausbau ähnliche Leistungen aufzuweisen? Welcher Philosoph hat je einen ähnlichen Staat gegründet? Das Pferd hingegen, das ja in seiner sinnlichen Beschaffenheit dem Menschen am nächsten kommt und deshalb zum Hausgenossen des Menschen wurde, mußte so auch am Elend des Menschen teilhaben. Oft genug müht es sich in Wettkämpfen ab, da es sich einer Niederlage schämt, muß sich abschlachten lassen, weil es im Kriege nach triumphalen Ehren trachtet, und darf zugleich mit dem Reiter ins Gras beißen. Die Kandare will ich gar nicht erst erwähnen, die scharfen Sporen, den finstern Stall, die Karbatschen, die Stockschläge, die Fesseln, den Reiter, kurz, das ganze Elend der Knechtschaft, der es sich freiwillig fügt. Es macht es wie die kriegsgewaltigen Herren und straft sich selbst, indem es sich gegen den Feind ins Zeug legt. Wieviel begehrenswerter ist das Leben der Fliegen und kleinen Vögel, die sich je nach Zeit und Ort dem Trieb der Natur überlassen, soweit menschliche Hinterlist ihnen das gestattet. Es ist erstaunlich, in welchem Maße sie diese angeborene Anmut einbüßen, wenn sie im Käfig sitzen und auf Menschenworte abgerichtet sind. So macht alles, was die Natur geschaffen hat, mehr Freude als der Flitter der Kunst. Deshalb kann ich auch den pythagoreischen Hahn nie genug loben, der alles in einem war, Philosoph, Mann, Weib, König, Privatmann, Fisch, Pferd, Frosch, ich glaube sogar Schwamm, und doch kein Lebewesen für elender hielt als den Menschen. Während nämlich alle anderen Wesen sich in den naturgesetzten Grenzen hielten, habe der Mensch

allein versucht, die Schranken seines Schicksals zu überschreiten. Unter den Menschen aber gibt er den Einfältigen bei weitem den Vorzug vor den Gelehrten und Großen. Noch klüger als der „listenreiche Odysseus“ war jener Gryllus, der lieber im Schweinekoben grunzen wollte, statt sich an Odysseus' Seite so ungezählten Widerwärtigkeiten auszusetzen. Homer, dieser Vater aller guten Einfälle, scheint ähnlicher Meinung zu sein. Während er nämlich die Menschen oft elend und mühselig und Odysseus, sein Urbild eines Weisen, manchmal bedrückt nennt, braucht er diese Bezeichnung niemals für Paris und Ajax noch für Achill.



Warum sagte er das nun dem Odysseus nach? Weil dieser verschmitzte Meister immer unter dem Einfluß der Pallas stand, allzu weise war und kein Ohr mehr hatte für die Stimme der Natur. Wie also unter den Menschen diejenigen vom Glück keinen Hauch verspüren, die weise werden wollen, verhalten sich alle doppelt töricht, die als sterbliche Menschen ihr Los vergessen, nach dem Leben der unsterblichen Götter

trachten und wie Giganten mit dem Kriegsgerät ihrer Künste der Natur den Kampf ansagen. Die es aber in ihrem Sinn mit der Torheit des dummen Viehs halten und nie über die Grenzen ihrer Menschlichkeit hinwegstreben, erscheinen daher am wenigsten vom Jammer berührt. Versuchen wir nun, dies nach Möglichkeit an einem handgreiflichen Beispiel und nicht mit stoischen Schlüssen zu beweisen. Bei den unsterblichen Göttern, gibt es denn einen glücklicheren Menschenschlag als die im Volksmunde so genannten Narren, Dummköpfe, Blöden und Albern, Bezeichnungen, die ich sogar sehr hübsch finde? Auf den ersten Blick erscheint der Sachverhalt vielleicht töricht und sinnlos und ist doch auf eine einzigartige Weise wahr. Zunächst einmal kennen sie keine Todesfurcht, die doch, beim Zeus, kein unbedeutendes Übel ist. Von Gewissensqualen sind sie frei und lassen sich durch keinerlei Ammenmärchen über die Unterwelt einschüchtern. Gesichter und Totengeister können auf sie keinen Eindruck machen, drohende Verhängnisse quälen sie nicht, und die Hoffnung auf künftiges Glück regt sie nicht auf.



Alles in allem zermartern sie sich nicht mit tausend Sorgen, die dieses Leben beschweren. Sie kennen keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid und keine Liebe. Sobald sie schließlich noch näher an die Unwissenheit des stumpfsinnigen Getiers herangekommen sind, können sie, wie die Theologen lehren, nicht einmal sündigen. Hier sollst du, törichter Weiser, mir einmal aufzählen, von welchen Aufregungen Tag und Nacht dein Geist geplagt ist. Häufe alle Beschwerlichkeiten deines Lebens aufeinander und dann mußt du zuletzt erkennen, welche Widerwärtigkeiten ich meinen Blöden erspart habe.

Rechne dazu, daß sie selbst nicht nur ständig froh sind, scherzen, singen und lachen, sondern auch, wo sie nur auftauchen, Vergnügen, Scherz, Spiel und Lachen verbreiten. Sie scheinen von der Gnade der Götter eigens dazu bestimmt, die Trübseligkeit des menschlichen Daseins zu verklären. Daher kommt es, daß sie allen gleich herzlich begegnen, alle in gleicher Weise mit sorgender Liebe umfassen und in Unglücksfällen unterstützen, während doch sonst die einzelnen sehr unterschiedlich gegeneinander eingestellt sind. Ja, gegen Beleidigungen und Ungerechtigkeiten sind sie unempfindlich. Niemand neigt ihnen gegenüber zu Gehässigkeiten, sogar wilde Tiere lassen diese Menschen ungeschoren, als ob sie ein natürliches Gespür für Harmlosigkeit hätten. Sie sind den Göttern gewissermaßen heilig, vor allen Dingen mir, weshalb ihnen mit gutem Recht alle diese Ehre erweisen. Den höchsten Herrschern bereiten sie doch solches Vergnügen, daß manche ohne ihre Gesellschaft weder speisen noch auftreten, noch überhaupt eine Stunde verbringen. Sie ziehen diese albernen Kerle ihren finstern Philosophen, die sie doch auch mit Gunst und Ehren verwöhnen, erheblich vor. Warum sie jene verhätscheln, liegt auf der Hand und darf weiter gar nicht verwunderlich erscheinen, da die Weisen den Fürsten gewöhnlich nur trübe Erfahrungen vermitteln und im Vertrauen auf die Kraft ihrer Lehre oft genug keine Bedenken tragen, ein zartes Ohr mit beißender Wahrheit zu verletzen. Die Narren bieten aber nur das, was ihnen einzig am Herzen liegt, Scherz, Spott, Gelächter und Schlüpfrigkeiten. Das Vorrecht der Einfalt und Wahrhaftigkeit ist doch ebenfalls ein beachtlicher Vorzug der Toren. Was verdient aber höheres Lob als die Wahrheit? Die bei Platon überlieferte sprichwörtliche Äußerung des Alkibiades nimmt die

Wahrheit für den Wein und die Jugend in Anspruch; trotzdem kommt das ganze Lob zuletzt mir zu, was Euripides bezeugt, von dem wir das berühmte Wort haben, daß ein Tor allein offen redet. Was ein blöder Mensch innerlich fühlt, kündigt sein Gesicht an, und er trägt das Herz auf der Zunge. Die Weisen dagegen sind doppelzüngig, woran der gleiche Euripides erinnert. Mit der einen Zunge verkünden sie die Wahrheit, mit der ändern den Zeitgeschmack. Es ist ihre Art, weiß zu machen, was schwarz ist, und in einem Atemzuge kalt und warm zu erscheinen, etwas ganz anderes verborgen im Herzen zu tragen und etwas anderes auszusagen. In solch äußerer Fülle scheinen mir die Fürsten in dieser Hinsicht doch sehr unglücklich, weil sie von niemand die Wahrheit hören können und Lobhudler als Freunde ansehen müssen. Vielleicht meint nun jemand, die Fürsten scheuten die Wahrheit und mieden die Weisen, weil sie befürchteten, es könnte einer auftreten, der mehr Wahrheit, als angenehm ist, zu sagen wagte. Das ist nun der wunderliche Vorzug meiner blöden Gefolgschaft, daß man von ihnen nicht nur die Wahrheit, sondern sogar offenbare Beschimpfungen mit Vergnügen annimmt. Es geht so weit, daß das gleiche Wort, das im Munde eines Weisen zu einem todwürdigen Verbrechen würde, im Munde eines Narren unglaubliches Vergnügen hervorruft. Wahrheit hat nämlich eine gewisse ursprüngliche Gabe, Freude zu bereiten, sofern sie sich von Beleidigung freihält. Diese Gabe aber haben die Götter einzig den Albernern vorbehalten. Fast aus dem gleichen Grunde haben die Frauen eine Schwäche für diese Art Menschen, da sie von Natur aus mehr zu Vergnügung und Schäkerei neigen. Was sie auch mit ihnen anstellen, selbst wenn es bisweilen reichlich ernsthaft ist, legen sie doch als Scherz und Spiel aus. Dieses Geschlecht ist ja erfinderisch, besonders wenn es

gilt, den Sünden ein Mäntelchen umzuhängen. Um aber auf das Glück der Blöden zurückzukommen: Wenn sie ihr Leben in Behaglichkeit verbracht haben, wandern sie ohne Todesfurcht und -gefühl geradewegs in die elysischen Gefilde, um dort die frommen und müßigen Seelen mit ihrer Spielerei zu unterhalten. Vergleichen wir nun einmal einen Weisen mit dem Los der Narren!



Stelle dir lieber sogar ein Muster an Weisheit vor, einen

Menschen, der die ganze Kindheit und Jugend mit dem Studium der Wissenschaften vertrödelt, den besten Teil des Lebens mit unaufhörlichen Nachtwachen, Sorgen und Schweiß verdorben und auch sonst im Leben sich kein bißchen Vergnügen erlaubt hat, der immer knauserig, arm, gedrückt, finster, ungerecht und hart gegen sich selbst war, von Bleichsucht, Magerkeit, Kränklichkeit und Triefäugigkeit gezeichnet, von Greisenum und Weißhaarigkeit vor der Zeit entstellt und vor der Zeit aus dem Leben fliehend. Was macht es schon, wenn so einer stirbt, der nie gelebt hat? Da habt ihr das Bild eines trefflichen Weisen! Doch hier quaken die Frösche der Stoa wieder gegen mich. Nichts ist elender als der Unverstand, sagen sie, und auffallende Torheit grenzt an Unverstand oder ist vielmehr Unverstand. Was heißt denn anders unverständig sein als irren? Und jene sind ganz im Irrtum befangen. Auch diesen Trugschluß wollen wir mit Hilfe der Musen verscheuchen. Sie haben zwar allen Scharfsinn aufgewandt, haben aber, wie Sokrates bei Platon lehrt, Venus zerteilt und zwei daraus gemacht, Cupido in zwei Wesen aufgelöst. Ebenso müßten jene Dialektiker den Unverstand vom Unverstand scheiden, sofern sie Verstand für sich in Anspruch nehmen wollten. Aller Unverstand ist ja nicht gleichmäßig anrühig, sonst hätte Horaz gewiß nicht gesagt: „Täuscht mich denn der lebenswürdige Unverstand?“, und Platon hätte die Begeisterung der Dichter, Seher und Liebenden nicht zu den vorzüglichsten Gütern des Lebens gerechnet. Auch hätte die Sibylla die Mühe des Aeneas nicht unverständig genannt. Es gibt wirklich eine zweifache Art Unverstand, eine, die die Rachegöttinnen immer aus der Unterwelt schicken, wenn sie mit ihren schlangendrohenden Häuption die Hitze des Krieges, unersättlichen Golddurst, schändliche und ruchlose

Liebesleidenschaft, Meuchelmord, Blutschande, Kirchenschändung oder ähnliches Unheil über das menschliche Herz verhängen oder aber das schuldbeladene Gewissen mit Raserei und Fackeln des Schreckens jagen.



Die andere Art Unverstand unterscheidet sich sehr davon und ist von allen besonders begehrt, wohl weil sie von mir ausgeht. Sie wird euch zuteil, sooft eine lebenswürdige Täuschung den Geist von Ängsten und Sorgen frei macht und ihn mit vielfältiger Lust beglückt. Solchen Irrtum wünscht sich Cicero wie ein großes Göttergeschenk in einem Briefe an Attikus, doch nur um das Gefühl der unzählbaren Übel loszuwerden. Auch jener Argiver hatte allen Grund zu seinem „Unverstand“, als er Tag für Tag allein im Theater lachen, klatschen und sich freuen wollte; denn er glaubte, daß dort wunderbare Schauspiele aufgeführt würden, obwohl überhaupt keine Aufführung war und obwohl er sich sonst im Leben durchaus bewahrte, bei den Freunden beliebt war, gefällig gegen die Gattin und nachsichtig gegen seine Untergebenen sein konnte und bei einer Flasche Wein nicht gleich aus der Fassung geriet. Als die Verwandten ihn mit allerlei Quacksalberei zur Besinnung gebracht hatten, haderte er mit den Freunden und rief ihnen zu: „Beim Pollux, Freunde, ihr habt mich umgebracht.“ Ihr handelt übel, wenn ihr jemand so ein Vergnügen und damit gewaltsam die Binde von den Augen nehmt. Das ist wirklich so; gerade sie befanden sich im Irrtum und hätten einen Zaubertrank haben müssen, die solch glückbringenden und behaglichen Unverstand wie einen Übelstand mit Giftmischerei vertreiben zu müssen glaubten. Damit will ich keineswegs gesagt haben, daß jeder beliebige Irrtum des Gefühls oder Geistes den Namen Unverstand verdient. Als Unverstand in unserm Sinne wird man nicht gleich bezeichnen, wenn irgendein Tölpel ein Maultier für einen Esel oder ein poetisches Machwerk für eine erstklassige Dichtung hält. Wenn aber jemand nicht nur einen Einfall hat, sondern sich in seinem Urteil irrt und ständig in Widerspruch zur landläufigen Meinung

befindet, wird man von Unverstand oder Wahn sprechen dürfen, so beispielsweise, wenn jemand beim Geschrei eines Esels wunderbare Symphonien zu vernehmen glaubt oder ein Habenichts von geringer Herkunft sich als Lyderkönig Krösus vorkommt. Wird solcher Wahn, wie es meistens geht, zur Lust, verursacht er allerlei Freude, sowohl bei den Befallenen als auch bei der Umgebung, obwohl diese nicht den gleichen Tick hat. Denn der Wahn ist viel weiter verbreitet, als man gemeinhin annimmt. Ein Verrückter lacht über den ändern, und sie bereiten sich gegenseitig Vergnügen. Oft genug habt ihr das ergötzliche Schauspiel, daß der größere Narr über den kleineren um so hemmungsloser lacht. Jeder ist um so glücklicher, je reichhaltiger nach der Meinung der Torheit seine Verrücktheit ist, nur muß er bei jenem Wahn bleiben, der uns gemäß ist. Er ist so allgemein im Schwange, daß man unter allen Menschen kaum einen finden dürfte, der jederzeit bei Sinnen wäre und nicht im Zauberbann irgendeines Wahnes stände. Wer einen Kürbis für eine Frau hält, gilt allgemein als verrückt, weil so etwas nur selten vorkommt. Wer aber auf seine Gattin, die er mit anderen teilen muß, mehr als auf Penelope schwört und sich dabei in einem glücklichen Irrtum ungebührlich selbst erhebt, gilt nirgendwo als verrückt, weil Ehemänner häufig in dieser Lage erscheinen. Dazu gehören auch die Jagdwütigen, denen nichts über die Tierhetze geht und die ein unglaubliches Vergnügen zu empfinden meinen, sooft sie den widerwärtigen Schall der Hörner und das Gebell der Meute hören. Fast möchte ich annehmen, daß sie die Hundelosung wie Zimtgeruch empfinden. Mit welchem Behagen wird das Wild zerlegt? Ochsen und Hammel überläßt man dem niederen Volk, Wild darf nur von einem Edelmann ausgeweidet werden. Barhäuptig kniet er auf der Erde und schneidet mit dem einzig zulässigen

Waidmesser nach vorgeschriebenem Ritus andächtig bestimmte Stücke in fester Reihenfolge herunter. In stummer Bewunderung verharret unterdessen das Jagdfolge wie bei einer ungewöhnlich heiligen Handlung, obwohl man das Schauspiel schon mehr als tausendmal gesehen hat. Wer ein Stückchen von der Bestie kosten darf, kommt sich vollends fast geadelt vor.



Während diese Menschen bei ständiger Jagd und

Fresserei im Grunde nur ihre eigene Entartung zum Tier erreichen, meinen sie doch ein königliches Leben zu führen. Ihnen gleichen aufs Haar die unersättlich Baulustigen, die einmal einen Rundbau durch ein Langhaus, dann wieder ein Langhaus durch einen Rundbau ersetzen. Sie sind ohne Ziel und Maß und wissen, wenn sie schließlich auf den Hund gekommen sind, nicht mehr, wo sie wohnen und wovon sie leben sollen. Was haben sie erreicht? Sie haben einige Jahre mit größtem Vergnügen verbracht. Ihnen kommen meines Erachtens die Wundersüchtigen am nächsten, die das Wesen der Dinge umkehren wollen und zu Wasser und zu Lande auf der Suche nach dem Stein der Weisen sind. So mächtig treibt die trügerische Hoffnung sie, daß sie weder Mühen noch Aufwand scheuen, mit erstaunlichem Erfindergeist stets etwas Neues ausdenken, um sich schließlich doch zu täuschen und sich selbst angenehm zu betrügen, bis sie mittellos dastehen und sich nicht einmal mehr ein Öfchen aufstellen können. Sie können sich nicht genug tun in behaglichen Träumen und ermuntern die ändern nach Kräften zu dem gleichen Glück. Wenn schon alle Hoffnung dahin ist, bleibt ihnen doch die eine Weisheit, der überreiche Trost: Großes auch nur gewollt zu haben, ist schon genug. Dann klagen sie noch über die Kürze des Lebens, das für die Größe des Werkes nicht ausreichte. Ich bin mir noch im Zweifel, ob auch die Würfelspieler in unsere Gesellschaft gehören. Jedenfalls ist es ein törichtes und lächerliches Schauspiel, wenn man manche derart darein vernarrt sieht, daß ihnen schon beim Klappern der Würfel das Herz höher schlägt und hüpfet. Wenn sie dann, verlockt durch die unerschütterliche Hoffnung auf Gewinn, ihr ganzes Vermögen eingebüßt haben und ihr Lebensschiff an der Klippe des Würfels gestrandet ist, sie selbst aber viel

grausiger als das Malische Vorgebirge kaum nackt aufgetaucht sind, übervorteilen sie jeden ändern lieber als den Sieger, um nicht etwa als ehrlose Männer angesehen zu werden.



Was soll man sagen, wenn sie noch fast erblindet und mit Augengläsern bewaffnet ihr Spielchen machen? Wenn ein rechtes Zipperlein schon in den Gliedern sitzt, dingen sie sich noch einen Vertreter, der für sie die Würfel in den Turm wirft. Es ist eine vergnügliche Sache, nur artet das Spiel manchmal in Wut, ja in Raserei aus und verleugnet die Verwandtschaft mit mir.

Unseres Zeichens sind zweifellos ganz und gar die Liebhaber lügenhafter Wunder und Weissagungen, ob sie nun bereitwillige Zuhörer oder Verbreiter sind. Sie sind unersättlich, wenn irgendwo Schauergeschichten von Erscheinungen, Totengeistern, Gespenstern, Abgeschiedenen und tausenderlei Wundern dieser Art berichtet werden. Je unwahrscheinlicher sie sind, um so bereitwilliger werden sie geglaubt und um so angenehmer juckt und kitzelt es in den Ohren. Das alles eignet sich nicht nur zum Zeitvertreib, sondern dient sogar dem Erwerb, besonders bei Geistlichen und Predigern. Ihnen verwandt sind jene, die sich mit Freuden einer törichten Einbildung überlassen und etwa überzeugt sind, sie könnten an einem Tag, an dem sie einen Blick auf eine Holzstatue oder ein Bild des Polyphem Christophorus geworfen haben, nicht sterben, oder sie würden heil aus der Schlacht heimkehren, wenn sie die Statue der Barbara mit einer Gebetsformel bedacht hätten, oder es würde einer schnell reich, wenn er sich an bestimmten Tagen mit den üblichen Wachslichtern und Anrufungen an den Erasmus wende. Aus Georg haben sie sogar einen Herakles gemacht und haben sich einen neuen Hippolytos geschaffen. Sein Pferd haben sie verehrungsvoll mit Brustschmuck und Knöpfen geziert und beten es nicht nur an, sondern suchen ihn noch mit einer neuartigen Ehrung zu gewinnen: Bei seinem erzenen Helm zu schwören, gilt als ausgesucht vornehm.



Was soll ich noch von jenen sagen, die sich bei trügerischem Ablaß in Sicherheit wiegen und die Fegfeuerstrafen gleichsam mit der Wasseruhr mathematisch genau und untrüglich nach Jahrhunderten, Jahren, Monaten, Tagen und Stunden abmessen? Oder was soll man von den Liebhabern magischer Sprüche und Gebetchen sagen, die irgendein frommer Betrüger aus Neigung oder Gewinnsucht ersonnen hat und von denen sie sich Reichtum, Ehre, Vergnügen, Überfluß, bleibende Gesundheit, langes Leben, blühendes Alter

und einen Vorzugsplatz bei Christus droben versprechen? Allerdings möchten sie diesen erst möglichst spät erlangen, das heißt, nachdem die Vergnügungen dieses Lebens gegen ihren Willen und trotz ihres heftigen Widerstrebens von ihnen gewichen sind, sollen die Köstlichkeiten des Himmels ihr Anteil sein. Jeder Taugenichts, Kriegsmann oder Richter opfert aus dem Ertrag seiner zahllosen Räubereien einen Grosdien, glaubt damit den Sumpf seines Lebens gereinigt und hält alle die Völlerei, Zanksucht, Metzelei, Betrugerei, Treulosigkeit und Verräterei wie bei einem Handel für vergeben, und zwar so vergeben, daß er gleich von neuem in den Kreis der Untaten einbiegen kann. Gibt es größere Torheit, ja größere Seligkeit als bei Menschen, die täglich die Versehen aus den sieben Psalmen herunterleiern und davon grenzenloses Glück erhoffen? Diese zauberkräftigen Versdien soll ein beredter, aber mehr geschwätziger als schlauer Dämon dem heiligen Bernhard eingegeben haben, der aber listig getäuscht wurde. Sie sind derart töricht, daß ich mich ihrer selbst fast schäme. Trotzdem sind sie beliebt, nicht nur beim großen Haufen, sondern sogar bei Religionslehrern. Dahin gehört doch auch, daß jede Landschaft ihren besonderen Heiligen beansprucht und die Heiligen für besondere Fälle ihre besonderen Wirkungen haben: dieser hilft gegen den Zahnschmerz, jener macht den Geburtshelfer, wieder ein anderer schützt gegen Schiffbruch oder bewacht die Herde. Ähnlich ist es bei den übrigen; denn es würde zu weit führen, alles aufzuzählen. Manche helfen in vielerlei Lagen, besonders die Jungfrau und Gottesgebälerin, von der die Menschen im allgemeinen fast mehr halten als von dem Sohn. Was anders sucht man aber bei diesen Heiligen als törichtes Zeug? Habt ihr jemals beim Anblick der zahllosen Weihegeschenke, von denen ihr

manche Kirche so voll seht wie die Bundeslade selbst, jemand gesehen, der nicht außer Fassung geriet, der auch nur um ein Gran weiser wurde? Da erfährt man, daß der eine vom Tode des Ertrinkens gerettet wurde, während ein anderer vom Feinde niedergeschlagen wurde und doch mit dem Leben davonkam. Einer rettete sich nicht weniger glücklich als tapfer aus dem Kampfe, während die anderen in Bedrängnis gerieten. Mit Hilfe eines Heiligen, der den Dieben gewogen ist, fällt einer vom Galgen herunter, um gleich andere, die auch mit unrechtem Gut beladen sind, zu entlasten, während ein anderer sein Gefängnis sprengt und sich aus dem Staube macht. Ein Fieberkranker wird zum Leidwesen seines Arztes gesund, und bei einem Ehemann bleibt der Gifttrank ohne Wirkung, zum Ärger seiner Frau, die Mühe und Aufwand vertan hat. Ein Fuhrmann kippt mit seinem Fahrzeug um und bringt die Pferde doch heil davon, ein Haus stürzt zusammen und läßt den Bewohner ungeschoren. Ein Ehebrecher wird vom Ehemann erwischt und entkommt doch. Für die Beseitigung der Torheit weiß keiner Dank. Unverstand ist so beliebt, daß die Menschen lieber alles verwünschen als die Torheit. Doch wozu wage ich mich in dieses Meer von Aberglauben? Wenn ich tausend Zungen und tausend Münder hätte, eine erzene Stimme, könnte ich doch alle Erscheinungen von Blödheit nicht anführen oder alle Namen, unter denen Torheit auftritt, aufzählen. So wimmelt das ganze Leben der Christenheit auf Schritt und Tritt von solchem Aberwitz. Die Priester selbst gestatten und fördern das bedenkenlos. Wissen sie doch allzu gut, wie sehr ihnen hier der Weizen blüht.



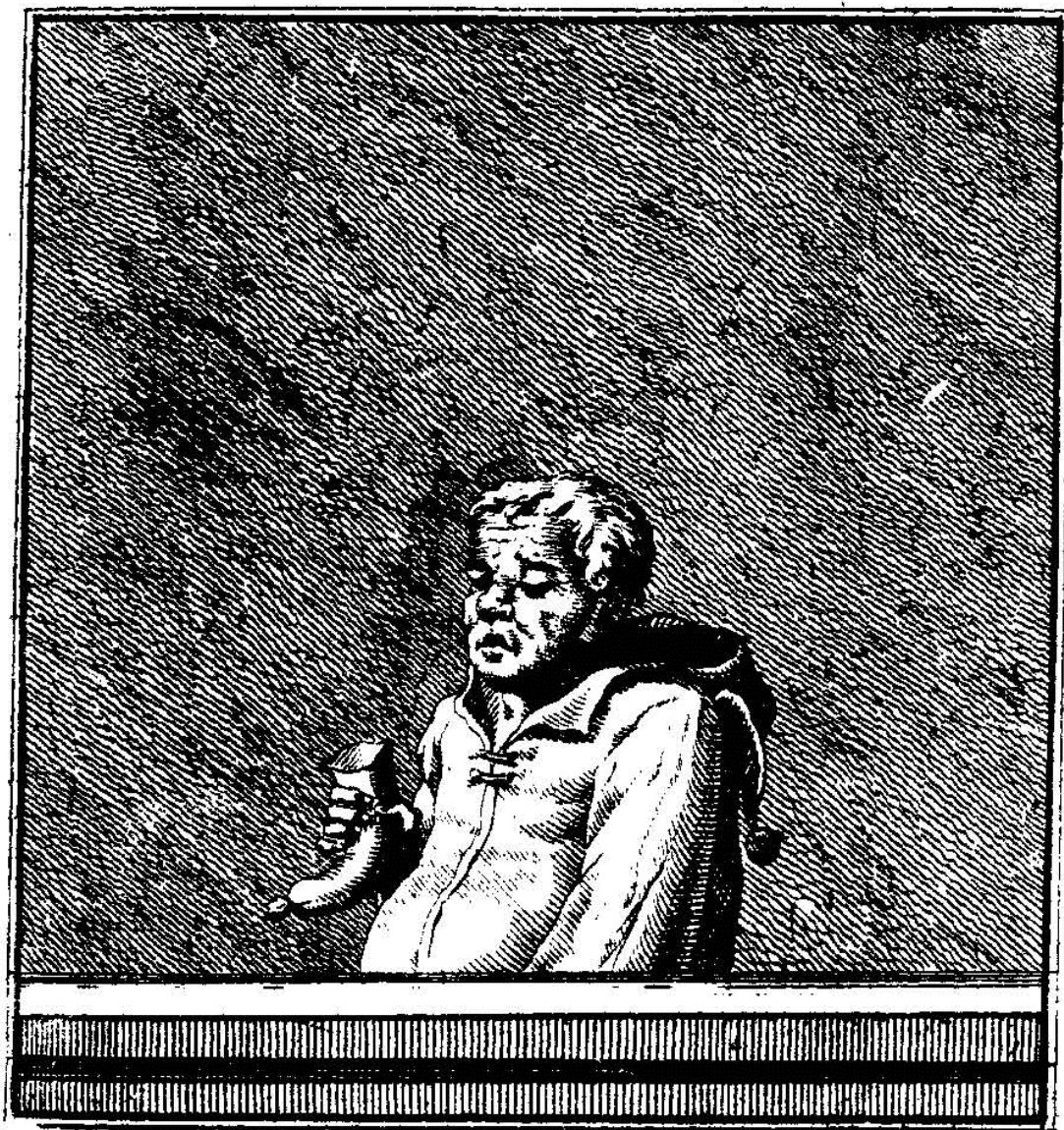
Es mag sein, daß einmal ein mißliebiger Weiser auftritt

und zur Vernunft rät: Du entgehst dem schlimmen Verderben, wenn du gut lebst; die Sünden kaufst du los, wenn du dem Grosdien den Haß der Bösen, Tränen, Nachtwachen, Gebete und Fasten hinzufügst und deine ganze Lebensweise änderst, der Heilige dort wird dir beistehen, wenn du sein Leben dir zum Vorbild nimmst. Sieh doch, welches Glück der weise Mann mit solchem Geschwätz den Menschen nimmt und in welche Wirrsal er sie verstrickt! Zu der Gesellschaft der Verrückten gehören auch alle, die schon bei Lebzeiten ihren Begräbnisprunk so peinlich genau anordnen, daß sie die Zahl der Fackeln, Trauergäste, Sänger und Klageweiber vorschreiben, als ob sie noch im Tode das Schauspiel verspürten und sich schämen könnten, wenn ihr Leichnam nicht prunkvoll bestattet würde. Sie wenden dabei einen Eifer auf, als wären sie zu Ädilen gewählt und müßten Spiele und Gelage veranstalten. Bei aller notwendigen Eile kann ich doch nicht die seltsamen Käuze übergehen, die sich maßlos mit leeren Adelsprädikaten schmeicheln, obwohl sie sich kaum von einem einfachen Handwerksmann unterscheiden. Einer führt seine Familie auf Aeneas, ein anderer auf Brutus und ein dritter auf König Artus zurück. Bei jeder Gelegenheit führen sie die Büsten und Bilder ihrer Ahnen vor. Sie zählen ihre Vorfahren und Urväter auf und erwähnen alte Ehrennamen, während sie selbst an Stumpfsinn kaum einem Standbild nachstehen, ja fast minderwertiger sind als die Bilder, mit denen sie protzen. Es fehlt auch nicht an gleich Dummen, die diese Wundertiere wie Gottheiten anstaunen.



Doch was rede ich hier von der einen oder anderen Erscheinung. Als ob die Eigenliebe nicht überall verbreitet wäre und auf die absonderlichste Weise die meisten mit Glücksgefühl erfüllte! Wenn einer auch häßlicher ist als ein Affe, kommt er sich doch gleich wie ein Nireus vor, und wenn einer kaum drei Bogen mit

dem Zirkel ziehen kann, hält er sich schon für einen Euklid. Wenn der sprichwörtliche „Esel mit der Lyra“ schauerlichere Töne hervorbringt als der Hahn, der aufs Huhn steigt, sieht er trotzdem in sich einen zweiten Hermogenes. Eine possierliche Art von Verrücktheit beobachtet man auch bei manchen, die sich auf irgendwelche Vorzüge von Familienangehörigen etwas zugute tun, als ob es ihre eigenen wären. So war es ja bei dem reichen Protz des Seneca, der bei der Wiedergabe einer Geschichte immer einen Haufen Diener zur Hand hatte, die ihm die Namen zuflüstern mußten. Er machte sich nichts daraus, sogar zum Faustkampf herauszufordern, wobei das kümmerliche Männlein auf seine handfesten Diener vertraute. Bedarf es noch eines Wortes über die Professoren der Künste und Wissenschaften? Deren Eigenliebe ist ja allgemein so stark, daß man eher einen findet, der sein väterliches Gut als seinen Anspruch auf Geist aufgibt. Besonders bei den Schauspielern, Sängern, Rednern wiegt jeder sich um so mehr, in Selbstgefälligkeit, brüstet sich um so stärker und macht sich um so breiter, je dümmer er ist. Jeder Bottich findet seinen passenden Kohl, und je läppischer jemand ist, um so mehr Bewunderer sucht er zu werben, wie ja das dümmste Zeug immer den größten Anklang findet, da die Mehrzahl der Menschen, wie wir schon sagten, der Torheit verschworen ist. Da also das persönliche Behagen und die Bewunderung der Masse mit zunehmender Dummheit steigt, wer möchte da echte Bildung vorziehen, die viel kostet, Kummer und Angst verursacht und schließlich nur bei wenigen Anerkennung findet?

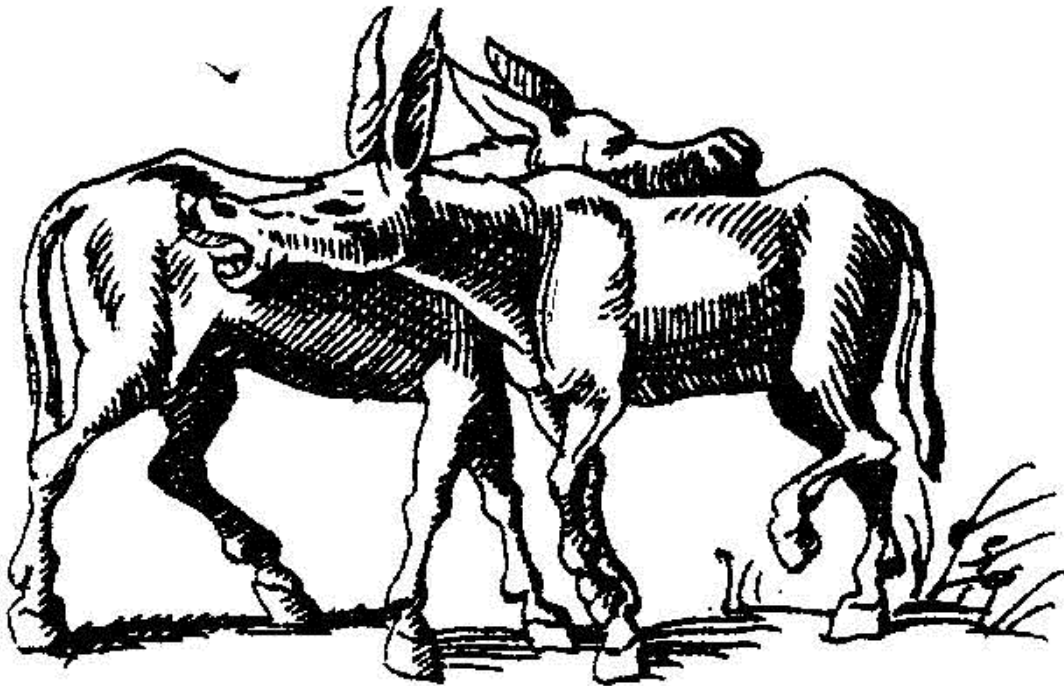


Man kann sogar feststellen, daß die Natur wie den einzelnen Menschen so auch den einzelnen Nationen, ja fast jedem Staat eine Art kollektiver Eigenliebe mitgegeben hat. Daher kommt es, daß die Engländer Gestalt, Musik und leckere Mahlzeiten vor allem als ihre Eigentümlichkeiten betrachten. Die Schotten tun sich etwas zugute auf Vornehmheit, aristokratische Verbindungen und scharfsinnige Spitzfindigkeiten. Die Franzosen nehmen die Höflichkeit für sich in Anspruch, und in Paris rühmt man sich mit anmaßlicher Eigenwilligkeit fast ausschließlich der theologischen

Wissenschaft. Die Italiener paradieren mit den schönen Künsten und der Beredsamkeit und schmeicheln sich alle mit der Überzeugung, allein auf Erden von der Barbarei verschont zu sein. In diesem Glücksgefühl haben es die Römer am weitesten gebracht, die heute noch wohligh von ihrem alten Rom träumen. Die Venezianer sonnen sich im Bewußtsein ihrer Erlauchtheit. Als Begründer der Wissenschaften gehen die Griechen mit den Namen ihrer gepriesenen Vorzeitheroen hausieren. Die Türken, und was sonst noch in der Barbarenwelt herumkreucht, beanspruchen den Vorzug der Gläubigkeit für sich und lachen über die Abergläubigkeit der Christenvölker. Mit noch größerer Verbissenheit erwarten die Juden bis auf diesen Tag inständig ihren Messias und halten bis heute nachdrücklich an ihrem Moses fest. Die Spanier gönnen den Kriegsruhm keinem ändern. Die Deutschen sind stolz auf ihren hohen Wuchs und ihr magisches Wissen. Doch ich will mich nicht bei Einzelheiten aufhalten. Ihr seht ja, wieviel Vergnügen die Eigenliebe überall bringt, dem einzelnen Menschen wie der Menschheit insgesamt. Ihre Schwester Schmeichelei kommt der Eigenliebe fast gleich. Ist doch die Eigenliebe nichts anderes als die Liebkosung der eigenen Person. Das gleiche Verhalten gegen einen ändern bezeichnet man als Schmeichelei. Heutzutage gilt Schmeichelei als schamlos, doch nur bei solchen, die sich mehr von den Bezeichnungen als von der Sache an sich leiten lassen. Sie meinen, daß Schmeichelei kein Vertrauensverhältnis begründen könne. Daß es sich ganz anders verhält, könnten sie leicht am Beispiel der stummen Kreatur lernen. Wer neigt mehr zur Schmeichelei als ein Hund? Gibt es aber ein treueres Tier? Ist das Eichhörnchen nicht ein rechtes Schmeichelkätzchen? Wie unvergleichlich zutraulich ist aber dieses Tier gleichzeitig gegenüber dem Menschen! Vielleicht passen aber auch die Ungebärdigkeit des

Löwen, der Blutdurst des Tigers und die Verschlagenheit des Panthers besser zum Leben des Menschen. Es gibt nämlich eine gefährliche Art Schmeichelei, mit der unzuverlässige Spötter arme Kerle ins Unglück bringen. Meine Schmeichelei aber kommt aus innerer Güte und Treuherzigkeit und verdient mehr den Namen der Tugend, als was man ihr gegenüber hervorhebt, die Sprödigkeit und der ungebärdige und nach Horaz' Worten abstoßende Eigensinn. Sie kräftigt einen niedergeschlagenen Sinn und tröstet die Betrübten, muntert die Müden auf, macht die Stumpfsinnigen lebendig, erquickt die Kranken, besänftigt die Aufbrausenden, bringt und hält Verliebte zusammen. Sie steigert den Bildungstrieb der Jugend, erheitert das Alter und erteilt den Regierenden unter der Verkleidung des Lobes Mahnung und Lehren, ohne anzustoßen. Im ganzen macht sie jeden sich selbst angenehmer und wertvoller, was immerhin ein beträchtlicher Teil des Glückes ist. Was ist denn auch gefälliger, als daß sich nach dem Sprichwort ein Esel am ändern schabt? Fast möchte ich daher sagen, daß ihr bei der hochgelobten Redekunst das meiste zukomme, noch mehr bei der Medizin, am meisten aber bei der Dichtung, und daß sie schließlich Süßigkeit und Würze des gesamten menschlichen Zusammenlebens ist. Doch sich täuschen zu lassen gilt nach landläufiger Auffassung als elend. Ich behaupte dagegen, daß es das größte Unglück ist, über alle Täuschung erhaben zu sein. Die das Glück des Menschen im Wesen der Dinge selbst suchen, sind wirklich nicht recht gescheit. Es kommt nur auf die Auffassungen an. Die menschlichen Verhältnisse sind nämlich so dunkel und verworren, daß klare Einsicht gar nicht möglich ist. Das haben schon meine Akademiker, die unter den Philosophen am wenigsten überheblich sind, richtig erkannt. Wenn aber eine klare Erkenntnis

möglich ist, stört sie meist die Behaglichkeit des Lebens.



Der Geist des Menschen ist nun einmal so angelegt, daß der Schein ihn mehr fesselt als die Wahrheit. Wer den handgreiflichen Beweis dafür haben will, braucht sich in den Kirchen nur die Predigten anzuhören. Sobald es dort um einen ernsten Gegenstand geht, schläft und gähnt alles voll Widerwillen. Wenn aber der Schreier — Verzeihung, ich wollte sagen der Redner — nach beliebtem Brauch auf eine abgedroschene Anekdote kommt, wacht man auf und hört mit offenem Munde zu. Ein von Wundergeschichten und Legenden umwobener Heiliger, wie zum Beispiel Georg, Christophorus oder Barbara, wird auch eifriger verehrt als Petrus, Paulus oder selbst Christus. Doch das gehört nicht hierher. Wieviel weniger kostspielig ist der Weg zu diesem Glück? Dagegen dringt man nur in seltenen Fällen und unter großer Mühe in das Wesen auch der einfachsten Dinge ein, wie zum Beispiel der Grammatik. Die

Einbildung kostet fast gar nichts und führt doch zu gleichem, wenn nicht zu reicherm Glück. Wenn einer gern stinkenden Fisch ißt, den der andere nicht einmal riechen mag, und dabei Ambrosia zu schmecken meint, bitte, was schadet das dem Glück? Wenn man dagegen beim Sterbet ein Gefühl des Ekels nicht loswird, was bedeutet er dann für den behaglichen Lebensgenuß? Bedeutet eine auffallend häßliche Frau dem Manne, der in ihr eine Rivalin der Venus selbst sieht, nicht ebensoviel wie eine tatsächlich hübsche?



Ein anderer bewundert andächtig eine Tafel mit einem üblen Geschmiere aus Mennige und Lehm und ist überzeugt, daß es ein Gemälde des Apelles oder Zeuxis ist. Ist er nicht glücklicher als der Kunstfreund, der unter großen Kosten das Werk jener Künstler erworben und an dem Schaustück vielleicht weniger Vergnügen hat? Ich kenne einen Namensvetter, der seiner jungen Braut einige unechte Steine schenkte und ihr in seiner neckischen Art einredete, es seien nicht nur echte, sondern sogar Unica von unschätzbarem Wert. Bitte, was bedeutete es für das Mädchen, daß es Herz und Augen an dem Glas nicht weniger behaglich weidete und den Tand wie einen ausgezeichneten Schatz aufhob und hütete? Der Gatte hatte die Kosten gespart und seinen Nutzen von dem Irrtum der Frau. Dabei war sie ihm nicht weniger verbunden, als wenn er große Ausgaben für ein Geschenk gemacht hätte. Welchen Unterschied seht ihr denn zwischen den Höhlenbewohnern Platons, die die Vielfalt der Schatten und Bilder bewundern, dabei wunschlos glücklich sind und mit sich selbst im reinen, und dem Weisen, der die Höhle verläßt und das Wesen der Dinge erblickt? Wenn der Mycillus des Lukian" seinen goldenen Reichtumstraum immerfort hätte träumen dürfen, hätte nichts seine Gedanken auf ein anderes Glück gerichtet. Entweder besteht kein Unterschied, oder wenn es einen Unterschied gibt, ist die Lage der Toren sogar besser. Zunächst einmal verursacht ihnen ihr Glück die geringsten Unkosten, nämlich nur eine kleine Einbildung. Dann haben sie den Genuß dieses Glückes aber auch mit den meisten gemeinsam, da bei allen Gütern des Lebens der Besitz erst Behagen bringt, wenn andere daran teilnehmen. Jedermann weiß, wie spärlich die Zahl der Weisen ist, sofern man überhaupt einen finden kann. In so langen Jahrhunderten

weisen die Griechen im ganzen sieben auf. Bei Gott, ich will verdammt sein, wenn man bei genauerem Zusehen auch nur einen halbweisen, ja nur einen drei Unzen wiegenden darunter ausfindig macht. Unter den vielen Vorzügen des Bacchus rühmt man, wie es sich gebührt, daß er die Sorgen wegpült, allerdings nur auf recht kurze Zeit; denn sobald du dein Räuschlein ausgeschlafen hast, sind die Beschwernisse des Geistes im Handumdrehen wieder zur Stelle. Da ist meine Wohltat doch voller und wirksamer, da ich den Geist in einer beständigen Trunkenheit mit seligem Freudentaumel erfülle, ohne eine Gegenleistung zu fordern.



Ich schließe keinen Menschen von meinen Gaben aus, während die Gaben der anderen Gottheiten jeweils besonderen Lieblingen vorbehalten sind. Nicht überall wächst der edle und milde Wein, der die Sorgen vertreibt und unserer Hoffnung in reicher Fülle zu Gebote steht. Wenigen hat Venus gefälliges Aussehen verliehen, noch weniger Menschen haben die Merkursgabe der Beredsamkeit. Viele sind es auch nicht gerade, die von Herkules mit Schätzen bedacht wurden. Nicht jedweden hat der homerische Zeus Herrschgewalt verliehen, und Mars versagt seine Gunst oft beiden streitenden Parteien. Die meisten entfernen sich mit langen Gesichtern vom Dreifuß Apolls, Saturn schleudert oft seine Blitze, und Phöbus schickt Unheil mit seinen Geschossen. Neptun hat mehr Wesen verdorben als behütet. Den Rächergott Vejovis, den Unterweltsgott Pluto, die Schicksalsgöttin Ate, die Strafgottheit Poena und die Fiebergottheit Febris und ähnliche, die alle mehr Schinder als Götter sind, will ich auch noch erwähnen. Ich bin die eine unteilbare Torheit, die alle mit gleichem Wohlgefallen bereitwillig umfängt. Ich kehre mich nicht an Gelübde, kenne keine Erbitterung und fordere keine Sühne, wenn in meinem Dienst etwas versäumt wurde. Ich setze auch nicht Himmel und Erde in Bewegung, wenn einer die übrigen Götter zu Gast lädt, mich übergeht und mir den Duft der Opfer nicht gönnt; denn gerade darauf sind die anderen Götter so versessen, daß es sich eher lohnt und sicherer ist, die Götter zu vernachlässigen als zu verehren. So gibt es ja auch manche Menschen von so beschwerlicher Art und reizbarer Gesinnung, daß man besser ihre Bekanntschaft ganz meidet, als Beziehungen zu ihnen zu unterhalten. Nun weist man vielleicht darauf hin, daß doch niemand der Torheit opfert und keiner ihr einen Tempel errichtet hat. Wie gesagt, ich wundere mich ein wenig über diese Undankbarkeit. Doch auch

dies lege ich meiner Verträglichkeit wohlwollend aus;
denn ich könnte es nicht einmal begehren. Wozu soll ich
Weihrauch, Opferschrot, einen Bock oder ein Schwein
fordern, da die Menschen mir doch überall den Dienst
erweisen, der sogar bei den Theologen in höchstem
Ansehen steht?



Vielleicht müßte ich nur die Diana beneiden, weil man ihr Menschenblut opfert. Ich fühle mich am andächtigsten verehrt, wenn man mir nach allgemeinem Brauch weit die Herzen auftut und mich in Charakter und Lebensweise widerspiegelt. Diese Art Heiligenverehrung ist auch bei den Christen nicht gerade häufig. Wie viele weihen der Jungfrau und Gottesgebälerin ein Wachlicht, und zwar um die Mittagszeit, wenn es keinen Zweck erfüllt? Wie wenige geben sich dagegen Mühe, es ihr im Leben an Keuschheit, Bescheidenheit und Liebe zu den geistlichen Dingen gleichzutun? Dies ist ja erst die wahre Verehrung und bei den Himmlischen am meisten begehrt. Warum sollte ich mir also einen Tempel wünschen, wo die ganze Erde mir doch der eindrucksvollste Tempel ist? Es fehlt mir nicht an Mysterien, solange es nicht an Menschen fehlt. Ich werde auch nicht so verdreht sein und nach steinernen und gemalten Bildern trachten, die unserer Verehrung oft genug im Wege stehen, da die Zeichen von jenen Stumpfsinnigen und Einfältigen selbst als Gottheiten angebetet werden. Uns kommt es sogar zugute, daß jene gewöhnlich von ihren Platzhaltern entthront werden. Mir sind ebenso viele Standbilder errichtet, wie es Menschen gibt, die mein lebendes Abbild sogar gegen ihren Willen umhertragen. Ich habe also keinen Anlaß zum Neid auf die übrigen Götter, wenn man etwa den einen oder ändern in irgendeinem Winkel der Erde zu einer bestimmten Zeit feiert, wie es in Rhodos mit Phöbus, auf Zypern mit Venus, in Argos mit Juno, in Athen mit Minerva, auf dem Olymp mit Zeus, zu Tarent mit Neptun und in Lampsakos mit Priap geschieht. Nur muß mir eben alle Welt einhellig und ohn' Unterlaß viel geziemendere Opfer bringen.



Wenn meine Behauptungen jemand zu kühn und wahrheitswidrig erscheinen, wollen wir uns das menschliche Leben ein wenig näher ansehen, damit es

sichtbar wird, wieviel man mir verdankt und wie sehr mich hoch und niedrig schätzt. Dabei wollen wir nicht das Leben eines jeden einzelnen betrachten, was zu weit führen würde, sondern nur einige auffallende Typen, von denen man leicht auf die anderen schließen kann. Wozu soll man auch über Hinz und Kunz sprechen, die doch unstreitig alle meines Zeichens sind? Da quillt es überall so von vielerlei Torheiten und werden Tag für Tag so viel neue ersonnen, daß tausend Demokrite für das erforderliche Gelächter nicht ausreichen würden. Zudem müßte es wieder einen anderen Demokrit für ebendiese Demokrite geben. Unglaubliches bieten diese Menschlein täglich den Göttern an Lachreiz, Unterhaltung und Ergötzen. Die nüchternen Vormittagsstunden bringen die Götter nämlich mit streitbaren Ratssitzungen und mit Anhören der Gelöbnisse zu; wenn sie aber reichlich Nektar getrunken haben und zu nichts Ernsthaftem mehr aufgelegt sind, rücken sie an das Himmelsfenster und schauen neugierig dem menschlichen Treiben zu. Sie kennen kein köstlicheres Schauspiel. Gott im Himmel, was für ein Theater ist das, welch buntes Narrengewoge! Manchmal halte ich mich ja auch selbst in den Rängen der dichterischen Gottheiten auf. Da ist einer in ein Weibchen verliebt und liebt um so hemmungsloser, je weniger er geliebt wird. Dort hat einer die Mitgift, aber nicht die Frau geheiratet, während ein anderer seine Braut als Dirne feilhält. Ein Eifersüchtiger wieder wacht mit Argusaugen über seinem Schatz. Welch törichtes Zeug redet und verrichtet ein anderer beim Tode des Vaters? Er benimmt sich, als ob er Schauspieler gedungen hätte, die das Schaustück „Trauer“ vorführen. Wieder ein anderer heult beim Grabe seiner Stiefmutter.



Dort stopft einer in seinen Bauch, was er nur immer
zusammenscharren kann, und hungert bald hinterher
wacker. Hier schätzt einer Schlaf und Müßiggang über

alles. Es gibt Menschen, die sich mit viel Betriebsamkeit um die Angelegenheiten anderer kümmern und ihre eigenen vernachlässigen. Als reicher Mann kommt sich einer vor, wenn er vor lauter Anleihen und Schulden nahezu abgewirtschaftet hat. Ein Erblasser schätzt sich überaus glücklich, wenn er den Erben reich macht, nachdem er selbst karg wie eine Kirchenmaus gelebt hat. Hinter einem kläglichen und überdies unsicheren Gewinn fliegt da einer über alle Meere, Wogen und Winden ein Leben aussetzend, das für kein Geld wiederzubeschaffen ist. Dort will einer lieber im Kriege nach Reichtum jagen als daheim sichere Mühe gewinnen. Manche meinen, am bequemsten zu Vermögen zu kommen, wenn sie kinderlosen Greisen schöntun. Es fehlt auch nicht an anderen, die lieber bei reichen Vetteln ihr Glück mit verliebter Heuchelei versuchen. Den göttlichen Zuschauern bereiten sie alle um so mehr erlesenen Genuß, als sie von ihren Opfern listig genasführt werden. Den törichtesten und schmutzigsten Haufen von allen stellen die Kaufleute dar, weil sie ja das widerwärtigste aller Geschäfte, und das noch auf die widerwärtigste Art betreiben. Während sie frisch draufloslügen, Meineide schwören, stehlen, betrügen und blauen Dunst vormachen, gebärden sie sich im Bewußtsein ihres Reichtums wie Biedermänner ersten Ranges. Die Schmeichlergilde fehlt auch nicht, die sie in aller Öffentlichkeit bewundert und verehrt, damit nur ja von deren Einkünften auch ein bißchen für sie abfällt. Dann sieht man wieder jene merkwürdigen Pythagoreer, die von ihrer Theorie des Gemeinbesitzes so fest überzeugt sind, daß sie unbedenklich als rechtmäßige Erbschaft betrachten, was sie in einem unbewachten Augenblick an sich genommen haben. Andere finden ihr glückliches Genügen an behaglichen Reichtumsträumen, während manche wieder zu Hause

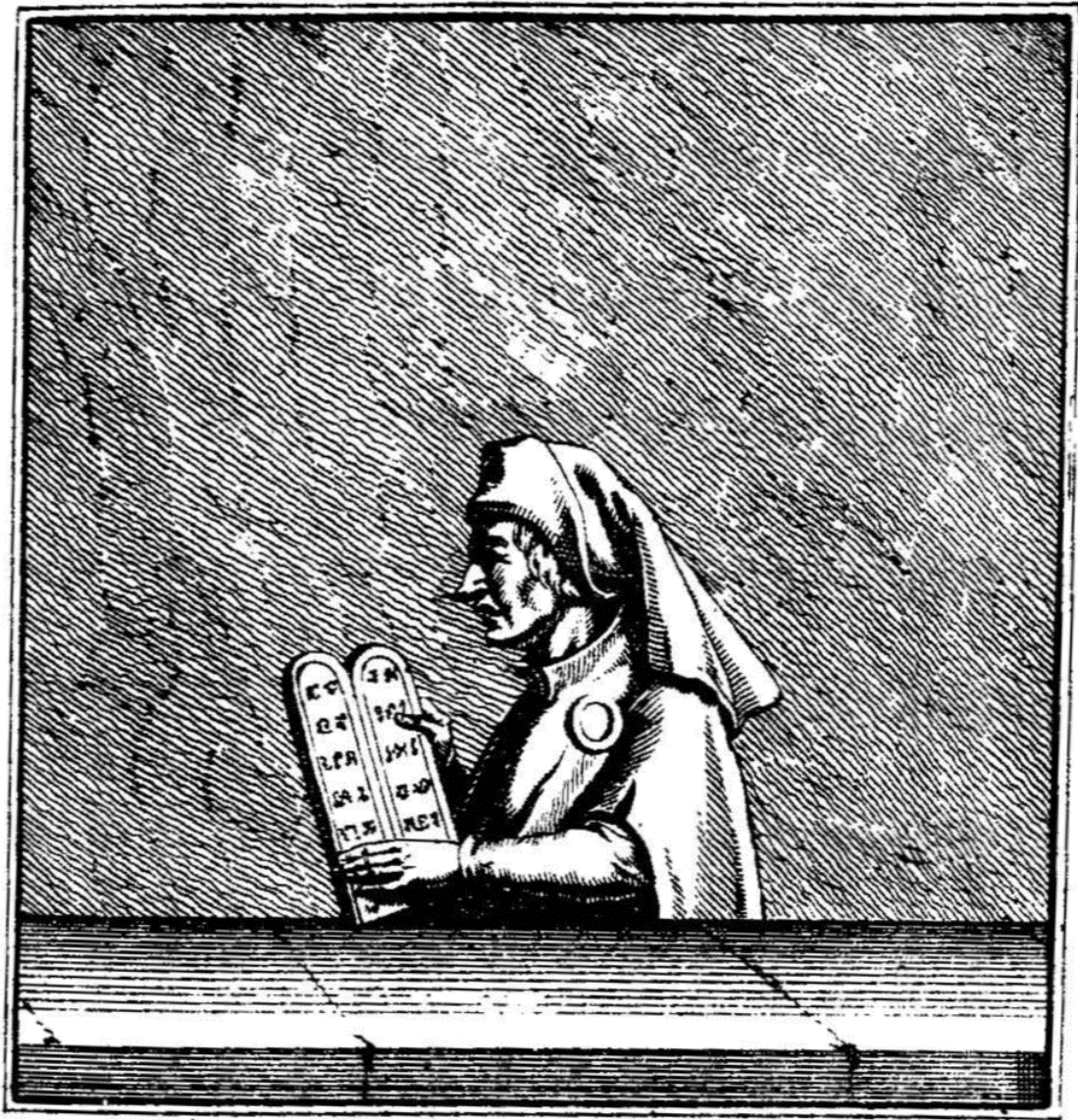
absichtlich ein Hungerleben führen, um der Welt den reichen Mann zu spielen.



Der eine verschwendet mit vollen Händen, während der andere rücksichtslos aufhäuft. Dieser bewirbt sich um alle möglichen öffentlichen Ämter, jener hat seine Freude am heimischen Herd. Wie viele führen endlose

Prozesse und streiten, wo es nur etwas zu streiten gibt, um Richter und Advokaten zu bereichern, die nur in die Länge ziehen und auf Kosten ihrer Klienten leben. Während hier einer das Herkömmliche umgestalten will, müht sich dort jemand mit einer unwälzenden Erfindung ab. Da wallfahrtet jemand nach Jerusalem, Rom oder zum heiligen Jakob, wo er nichts zu suchen hat, und läßt dafür Weib und Kind im Stich. Wollte man wie einst Menippos die Wühlerei der Menschen vom Monde aus betrachten, müßte alles schließlich aussehen wie ein Schwärm Mücken oder Flöhe, wie sie da zanken, Krieg führen, einander nachstellen, rauben, spielen, ausgelassen sind, geboren werden, fallen und sterben. Man kann es kaum glauben, welche Unruhen und Verwicklungen solch ein kümmerliches, so bald dem Tode verfallenes Geschöpf entfacht; denn oft genug rafft der Sturm eines unbedeutenden Krieges oder einer Seuche viele Tausend auf einmal dahin. Ich wäre aber selbst törichter als alle und hätte das dröhnende Gelächter des Demokrit vor allen verdient, wenn ich weiter die Erscheinungen eingebürgerter Torheiten und Wahnvorstellungen aufzählen wollte. Ich will mich zu jenen wenden, die in der Welt die Weisheit vorstellen und den sogenannten goldenen Weisheitszweig des Aeneas für sich in Anspruch nehmen. Die Grammatiker sind die ersten darunter. Kein Stand käme ihnen an Jämmerlichkeit, Elend und Unbeliebtheit bei den Göttern gleich, hätte ich seine Beschwerden und sein maßloses Unglück nicht mit artigem Wahn gemildert. Sie sind nämlich nicht nur nach dem griechischen Epigramm fünf Rachegottheiten verhaftet, sondern sogar sechshundert: Immer sind sie hungrig und ungepflegt in ihren Schulen — was sage ich? In ihren Schulen? In ihren Denkerwüsten müßte ich sagen, in ihren Tretmühlen und Folterkammern —, inmitten des Kinderhaufens, altern

vor der Zeit über ihrer Arbeit, werden taub vor Geschrei und siechen dahin vor Gestank und Unrat.



Mein Einfluß allein macht es, daß sie sich wie auf der Menschheit Höhen erscheinen. So sehr gefallen sie sich, wenn sie die ängstliche Schar mit drohender Miene und eindrucksvoller Stimme einschüchtern, mit Stöcken, Ruten und Riemen auf die Beklagenswerten losdreschen und unverblümt ihr anmaßendes Gehabe zur Schau tragen, ganz wie der Kumanische Esel. Dabei kommen sie sich in all dem Schmutz wie in blitzblanker

Umgebung vor, der Unrat hat für sie den Duft der Majoransalbe, und die üble Dienstknechtschaft wird so sehr als Herrschaft empfunden, daß sie ihre Tyrannis nicht mit der Gewalt des Phalaris oder Dionysius vertauschen möchten. Der Stolz auf wissenschaftliche Originalität macht aber ihr eigentliches Glück aus. Was die meisten auch den Kindern an tollen Ausgeburten ihrer Phantasie einhämmern, jeder glaubt mit Verachtung auf Palämon und Donat herabschauen zu dürfen. Ich weiß gar nicht, mit welchen Vorspiegelungen sie merkwürdigerweise bei dummen Müttern und beschränkten Vätern den Eindruck hervorrufen, der ihrer eigenen Meinung von sich selbst entspricht. Man vergesse auch nicht folgendes Vergnügen: Hat einer die Mutter des Anchises oder ein dunkles Wort in einem vergilbten Pergament gefunden wie bubsequa für Hirt oder bovinator für Krakeeler oder manticator für Beutelschneider oder gräbt einer Steintrümmer mit Inschriftresten aus, dann gibt es gleich maßlosen Jubel und Triumphgeschrei. Man gebärdet sich, als ob man Afrika unterworfen oder Babylon erobert hätte. Wie ist es aber, wenn sie ihre unbeschreiblich dünnen und witzlosen Verse vorführen und dabei gar noch Bewunderung ernten? Dann glauben sie geradezu, der Genius Vergils sei auf sie herabgekommen. Das köstlichste Vergnügen bereiten sie aber, wenn sie sich gegenseitig lobhudeln und beweihräuchern. Ist einem ändern ein kleiner Verstoß unterlaufen und zufällig von Aufmerksamern entdeckt worden, beim Herkules, welche Verwirrung, welcher Streit, welches Geschimpfe und welche Beleidigungen vernimmt man dann.



Ich will mir die Ungnade aller Sprachlehrer zuziehen, wenn ich lüge. Ich kenne einen sechzigjährigen Gelehrten, der Griechisch, Latein, Mathematik, Philosophie und Medizin hervorragend beherrschte, sich um nichts kümmerte und sich über zwanzig Jahre mit der Grammatik abmühte und herumquälte. Er begehrte nichts als das Glück, so lange leben zu dürfen, bis er eine feste Ordnung in die acht Redeteile gebracht hätte, was die Griechen und Lateiner bis dahin nicht völlig vermocht hätten. Man ist sogar bereit, einen Krieg zu entfachen, wenn jemand die Konjunktionen zur Wortart

der Adverbien zählen will. Deshalb gibt es ebenso viele grammatische Systeme wie Grammatiker, ja eigentlich noch mehr; denn mein Aldus allein hat mehr als fünfmal eine Grammatik herausgegeben. Keine läßt der Sprachlehrer aus, so barbarisch und mühsam auch ihre Diktion sein mag. Jede wird weidlich gewälzt und beschnüffelt, und jeder wird für seine törichten Erzeugnisse auf diesem Gebiet beneidet. Immer ist man in Furcht, es möchte einer den Ruhm wegschnappen und die Arbeit so vieler Jahre möchte vergebens sein. Wollt ihr das alles Wahn und Torheit nennen? Mir ist es eigentlich gleichgültig, nur müßt ihr zugeben, daß dieses kümmerlichste aller Lebewesen mir allein sein Glücksgefühl verdankt und deshalb allein nicht mit dem Perserkönig tauschen möchte. Die Dichter sind weniger in meiner Schuld, obwohl auch sie offenbar zu meinen Leuten zählen. Denn als das sprichwörtlich „freie Geschlecht“ sind sie nur darauf aus, den Ohren der Toren mit barem Unfug und lächerlichen Histörchen zu schmeicheln. Es ist erstaunlich, wie sehr sie auf dieses Zeug bauen. Unsterblichkeit und göttergleiches Leben versprechen sie sich und anderen davon. Eigenliebe und Schmeichelei sind diesem Haufen vor allem eigentümlich. Darin sind sie immer unverkennbar und unwandelbar in der menschlichen Gesellschaft. Obwohl man die Redner nicht säuberlich von den Philosophen scheiden kann, gehören sie doch zu unserer Gemeinde. Vieles spricht dafür, besonders aber, daß sie außer manchen anderen Spielereien oft und sorgfältig über das Wesen des Witzes geschrieben haben. So zählt der Redner die Torheit selbst unter die Gattung der launigen Einfälle, zum Beispiel der Verfasser der Redekunst für Herennius wie auch Quintilian, der Wortführer dieses Standes, in seinem ausgelassenen Kapitel über das Lachen, das weitschweifiger ist als die Ilias selbst. Sie

messen der Torheit solchen Wert bei, daß man unter Lachen häufig herausbringen könne, was durch keinen sachlichen Beweis klarzulegen ist. Es wird wohl keiner bestreiten, daß es zu den Wirkungen der Torheit gehört, wenn man mit scherzhaften Reden bewußt Gelächter hervorruft. Mit solchem Mehl sind gleichfalls die Schriftsteller bestäubt, die sich mit Büchern die Unsterblichkeit sichern wollen. Wenn auch alle in meinem Solde stehen, dann doch ganz besonders, die baren Unsinn aufs Papier kritzeln. Wer sich nämlich im Schreiben an den Geschmack und das Urteil weniger gebildeter Männer hält und weder die Meinung des Persius noch des Laelius in den Wind schlägt, erscheint mir eher erbärmlich als glücklich, weil er sich ständig selbst quälen muß. Er macht Zusätze, ändert ab, streicht, ergänzt, erneuert, prägt um, erklärt und ist nach neunjährigem Brüten mit seinem eigenen Werk nicht zufrieden. Seinen trügerischen Lohn sucht er in der Anerkennung, die er aber nur bei wenigen findet und die ihn teuer genug zu stehen kommt. Nachtwachen, Schlaflosigkeit — wo doch der Schlaf von allem das Angenehmste ist —, Schweiß und Qualen gilt es auf sich zu nehmen. Dazu kommt die Zerrüttung der Gesundheit, die äußere Verkümmern, Trübsinnigkeit oder gar Blindheit, Armut, Neid, Verzicht auf Vergnügen, vorzeitiges Altern, früher Tod und was dergleichen „Köstlichkeiten“ sind. Für solche Übel glaubt der Weise sich entschädigt, wenn er bei dem einen oder ändern Depp in Gnaden aufgenommen wird. Wieviel besser hat es der Schriftsteller meines Zeichens in seinem Wahn. Ohne große Vorarbeit schreibt er, was ihm gerade einfällt und unter die Feder kommt. Seine Hirngespinnste setzt er gleich in Buchstaben um und hat nur wenig Scheu vor dem Druck. Er weiß, daß der gröbste Unfug von den meisten, das heißt von allen Dummen und

Ungebildeten anerkannt wird. Was macht es schon aus, daß drei gebildete Männer, die es doch noch gelesen haben, verächtlich die Achsel zucken? Was wiegt schon die Stimme der paar Klugen gegen einen solchen Haufen? Noch gerissener machen es die Plagiatores, die den Ruhm fremder Lebensarbeit mit einigen Worten sich selbst zuwenden und sich eine Weile Gewinn davon versprechen, wenn sie auch noch so eindeutig des Plagiats überführt werden. Man muß es gesehen haben, wie sie sich in öffentlicher Anerkennung gefallen und mit dem Finger auf sich weisen lassen: „Das ist der berühmte Mann!“ Bei den Buchhändlern stehen sie vorne an, auf jeder Buchseite ein paar fremde Brocken wie Zauberrunen führend. Bei Gott, was ist das denn anderes als ein Spiel mit leeren Worten? Wie wenige erhalten Kenntnis davon, wenn man an die Weite und Größe der Welt denkt? Wieviel weniger noch finden Geschmack daran, wenn man an die Unterschiedlichkeit des Urteils sogar bei den Ungebildeten denkt? Wie oft werden diese leeren Namen nicht einmal erfunden, sondern aus den Werken der Alten übernommen? Da läßt sich etwa einer mit Behagen Telemachus oder Stelenus oder Laertes nennen; dieser hat Freude an dem Namen Polykrates, jener an Trasymachus. Man könnte getrost ein Chamäleon oder einen Kürbis als Buchtitel wählen oder wie die Philosophen ein Alpha oder Beta. Besonders ergötzlich aber ist es, wenn sie einander mit Briefen, Gedichten und Lobeshymnen beehren, wo sie sich doch gegenseitig an Torheit und Unbildung in nichts nachstehen. Dieser ist für seinen Anbeter dem Kallimachus überlegen, von diesem hält sein Freund mehr als von Cicero, jener scheint ihm weiser als Platon. Bisweilen suchen sie sich einen Rivalen, um im Wettbewerb ihren Ruhm zu mehren.



Bei der haltlosen Menge teilen sich gleich die Ansichten, bis schließlich jeder der beiden Wortführer nach erfolgreichem Wettbewerb siegreichen Triumph feiert. Über solche unzweifelhaften Albernheiten lächelt der Weise, und keiner wird darin etwas anderes sehen wollen. Jedenfalls haben diese Menschen durch mich ein

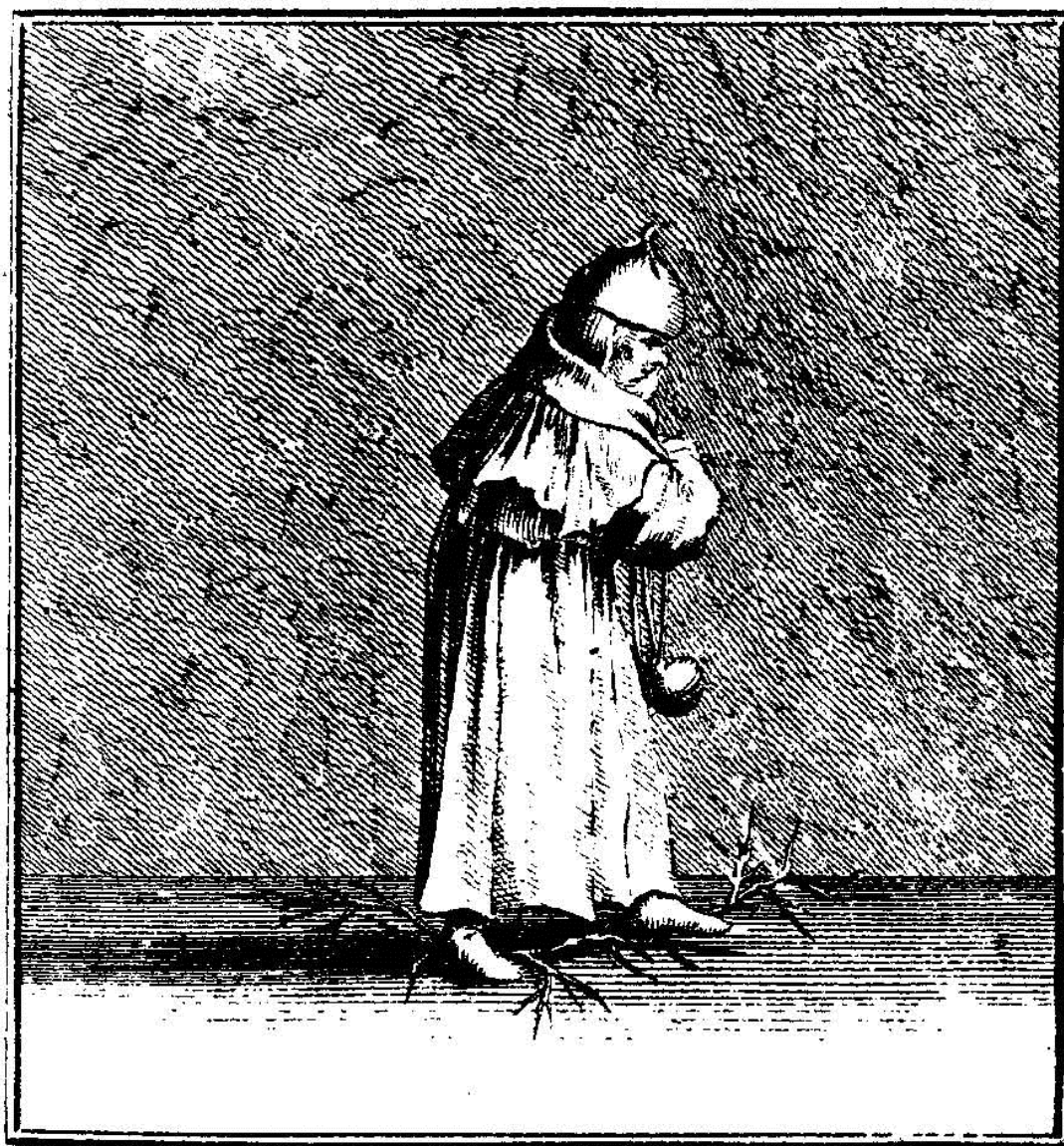
angenehmes Leben und möchten ihre Triumphe keinesfalls mit den Scipionen tauschen. Auch die Gelehrten selbst stehen nicht wenig in meiner Schuld, während sie mit herzlichem Vergnügen darüber lächeln und an der Verrücktheit anderer ihren Genuß finden. Wenn sie sich nicht durch Undankbarkeit auszeichnen wollen, müssen sie das zugeben. Unter den Gebildeten nehmen die Juristen den ersten Rang für sich in Anspruch, und an Selbstgefälligkeit tut es ihnen keiner gleich. Unaufhörlich wälzen sie den Stein des Sisyphus, finden sechshundert Gesetze in einem Atemzug, ohne Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit, häufen Glossen auf Glossen und Auffassungen auf Auffassungen und erreichen es, daß ihr Fach allen an Schwierigkeit überlegen scheint. Alles Mühevoll halten sie ohne weiteres für vortrefflich. Zu ihnen gehören die Dialektiker und Sophisten, die es an Geschwätzigkeit mit dem Orakel-Erz von Dodona aufnehmen. Jeder einzelne von ihnen könnte zwanzig ausgesuchten Klatschweibern die Waage halten. Sie wären, zweifellos noch glücklicher, wenn sie redselig und nicht streitsüchtig wären. Mit hartnäckiger Verbissenheit können sie nämlich um des Kaisers Bart streiten und verlieren in der Hitze des Gefechts meist die Wahrheit aus den Augen. Ihre Eigenliebe macht sie trotzdem glücklich, wenn sie wohlausgerüstet mit ihren drei Syllogismen ohne Bedenken über alles und mit jedem die Klingen kreuzen.





Ihr Eigensinn macht sie unbesiegbar, ob man auch einen stimmungsgewaltigen Stentor wider sie aufböte. Ihnen nahe stehen die Philosophen, ehrwürdig durch Bart und Gewand. Sie wollen allein weise sein und meinen, alle übrigen Menschen würden ein Schattendasein führen. In welch süßem Wahn sind sie, wenn sie zahllose Welten gestalten, die Bahnen von Sonne, Mond und Sternen auf Daumenbreite und Fadenstärke messen, Blitz, Wind, Finsternisse und andere matische Figuren kunterbunt ineinander, versehen sie recht Strategisch mit Buchstaben, wiederholen sie in unterschiedlicher Reihenfolge und umnebeln den unerfahrenen Geist. Es fehlt darunter auch nicht an solchen, die die Zukunft aus den Sternen lesen und mehr als magische Wunder verheißen. Ja, es finden sich sogar verständige Leute, die daran glauben. Die Theologen sollte man füglich mit Schweigen übergehen und diesem Kräutchen Rüchmichnichtan aus dem Wege bleiben. Dieses hochmütige und reizbare Geschlecht möchte mir leicht geschlossen mit sechshundert Schlußfolgerungen auf den Leib rücken und den Widerruf erzwingen, dessen Verweigerung mich in den Geruch der Ketzerei brächte. Sie dräuen nämlich unversehens mit dem Bannstrahl, wenn sie einem nicht grün sind. Obwohl sonst keiner seine Verbindlichkeit gegen mich widerwilliger zugibt, stehen auch sie nicht wenig in meiner Schuld. Sie sonnen sich in ihrer Eigenliebe wie im dritten Himmel und blicken aus ihrer erhabenen Höhe voll Verachtung und Mitleid auf alle anderen Sterblichen wie auf schleichendes Gewürm herab. Sie verschanzen sich mächtig hinter ihren lehrhaften Definitionen, Schlüssen, Folgesätzen, einfachen und verwickelten Vordersätzen und sind so wenig um Ausflüchte verlegen, daß die Fesseln des Vulkan nicht einmal ihre Begriffsbestimmungen zu binden vermöchten. Mit ihnen

zerschneiden sie alle Knoten, wie man es mit dem berühmten Beil von Tenedos nicht besser könnte. Sie sind reich an neuen Wortprägungen und Ungeheuerlichkeiten des Ausdrucks, vor allem wenn sie die tiefen Geheimnisse nach ihrem Gutdünken auslegen, wie zum Beispiel das Weltall gestaltet und eingerichtet ist, durch wen jener Schandfleck der Erbsünde auf die Nachwelt gekommen ist, von welchem Augenblick ab im Leibe der Jungfrau Christus wirklich vorhanden ist, wie in der Eucharistie die Akzidenzien ohne Heimstatt bleiben.



Doch das ist ziemlich breitgetreten. Etwas anderes scheint ihnen eines großen und ihrer Meinung nach erleuchteten Theologen würdig. Sie werden wach, sobald die Rede auf solche Dinge kommt: ob es einen Augenblick gibt in der göttlichen Zeugung, ob in Christus mehrere Abstammungen sind, ob der Vordersatz „Der Vater haßt den Sohn“ möglich ist, ob Gott die Gestalt eines Weibes, eines Teufels, eines Esels, eines Kürbisses oder eines Kieselsteins hätte annehmen können, dann wiederum, wie etwa der Kürbis gepredigt hätte, wie er Wunder gewirkt hätte und ans Kreuz zu schlagen gewesen wäre, was Petrus konsekriert hätte, wenn er zur selben Zeit konsekriert hätte, als der Leib Christi am Kreuze hing, ob Christus zur selben Zeit hätte Mensch genannt werden dürfen und ob nach der Auferstehung Essen und Trinken erlaubt sein werden, da wir uns jetzt doch vor Hunger und Durst hüteten. Zahllos sind die Spitzfindigkeiten, die noch nichtiger sind als diese, die Begriffe, Beziehungen, Entwicklungs-, Gestalt-, Wesens- und Erscheinungsfragen, die einer wirklich nur wahrnehmen könnte, wenn er ein Lynkeus wäre, der auch im tiefsten Dunkel sähe, was nirgendwo ist. Dazu gehören noch jene Sentenzen, die so widerspruchsvoll sind, daß die sogenannten paradoxen Sprüche der Stoiker im Vergleich dazu höchst einfältig und volkstümlich erscheinen. Da heißt es zum Beispiel, es sei ein geringeres Vergehen, tausend Menschen umzubringen, als nur einmal an einem Sonntag einem Armen den Schuh zusammenzunähen. Der Untergang der ganzen Welt mit all ihrem Essen und ihrer Kleidung, wie sie sagen, sei eher zu verantworten als eine einzige noch so unbedeutende Lüge. Das Auftreten so vieler Scholastiker macht diese unaussprechlichen Spitzfindigkeiten noch spitzfindiger, so daß man sich

eher aus einem Labyrinth herauswindet als aus dem Gewebe der Realisten, Nominalisten, Thomisten, Albertisten, Occamisten und Scotisten. Dabei habe ich noch nicht einmal alle, sondern nur die auffallenden Richtungen erwähnt. So viel mühselige Bildung ist zu allen diesen Dingen erforderlich, daß die Apostel wohl einen ändern Geist brauchten, wenn sie darüber mit dem neuen Theologenstand disputieren wollten. Paulus konnte zwar den Glauben vorleben, hat aber offenbar ohne die erforderliche Gelehrsamkeit definiert, als er sagte, der Glaube ist der Inbegriff alles dessen, was wir erhoffen, das Unterpfand dessen, was nicht sichtbar ist. So eindringlich er die Liebe vorgelebt hat, so ungenau hat er im dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes ihr Wesen gesehen und erläutert. Mit frommem Sinn haben die Apostel die Eucharistie geweiht, würden aber, wie ich glaube, nicht mit derselben Schärfe geantwortet haben, mit der die Scotisten dies behandeln, und kaum Stellung nehmen, wenn man sie nach dem Zeitpunkt, von welchem ab, und nach dem Zeitpunkt, bis zu welchem, befragen wollte, nach der Transsubstantiation, nach der Möglichkeit gleichzeitiger Anwesenheit des Leibes an verschiedenen Orten, nach dem Unterschied der Leibesbeschaffenheit Christi im Himmel, am Kreuze und in der Eucharistie, nach dem Augenblick der Transsubstantiation, wenn das Gebet, das sie bewirkt, als eine ausgedehnte Quantität im Flusse ist. Sie kannten die Mutter Jesu, aber wer von ihnen hat so philosophisch nachgewiesen, wie sie von der Erbschuld Adams frei blieb, wie unsere Theologen? Petrus empfing die Schlüssel und empfing sie von ihm, der sie keinem Unwürdigen anvertraute, und doch weiß ich nicht, ob er die rechte Einsicht gehabt hat, mindestens hat er den Tief sinn nicht erfaßt, wie der den Schlüssel der Wissenschaft haben könne, der kein Wissen habe. Sie

taufte überall, lehrte aber nirgendwo, was die formale, materiale, wirkende und Zielursache der Taufe sei. Auch der zerstörbare und unzerstörbare Charakter der Taufe wird bei ihnen nicht erwähnt. Jene beteten zwar an, aber im Geiste, und folgten lediglich dem Worte des Evangeliums, Gott sei ein Geist, und die ihn anbeten, müßten ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Anscheinend war ihnen aber noch nicht eröffnet, daß man Christus in einem Bildchen anbeten müsse, das mit Kohle auf die Wand gemalt ist und ihn mit zwei segnend erhobenen Fingern, langem Haar und drei Strahlen an der Rundung des Hinterhaupts darstellt. Wer könnte das auch begreifen, ohne zuvor sechsunddreißig volle Jahre auf die „Natur“ und „Übernatur“ des Aristoteles und der Scotisten verwendet zu haben? Immer wieder weisen die Apostel auf die Gnade hin, unterscheiden aber nirgendwo zwischen der unverdient empfangenen und der wohlgefällig machenden Gnade. Sie mahnen zu guten Werken, kennen aber noch nicht den Unterschied zwischen wirkendem und bewirktem Werk. Bei jeder Gelegenheit prägen sie das Gebot der Liebe ein, kennen aber keine eingegebene neben einer erworbenen Liebe und erörtern nicht, ob sie ein Akzidenz ist oder eine Substanz, ein geschaffenes oder ungeschaffenes Ding. Sie verfluchen die Sünde, ich will aber tot umfallen, wenn sie ohne scotitische Geistesbildung hätten wissenschaftlich darlegen können, was das eigentlich ist, was wir Sünde nennen. Man kann mir auch nicht einreden, daß Paulus, nach dessen Bildung man alle beurteilen darf, alle die Quästionen, Streitfragen, Genealogien und, wie er selbst sagt, Wortfechtereien verworfen hätte, wenn er selbst dieser Feinheiten mächtig gewesen wäre. Alle Streitigkeiten und Auseinandersetzungen waren nämlich zu jener Zeit noch bäurisch und grobschlächtig, wenn man sie mit den

überchrysippischen Feinheiten unserer Professoren vergleicht. Trotzdem stellen wirklich bescheidene Menschen mögliche Verstöße der Apostel gegen stilistische Feinheit und wissenschaftliche Tiefe keineswegs bloß, sondern geben eine verständliche Auslegung. Diese Ehre gebührt der apostolischen Frühe, in deren Namenlosigkeit sie mit ihrer Arbeit aufgegangen sind. Beim Herkules, es wäre auch unbillig, Dinge von den Aposteln zu verlangen, über die sie von ihrem Meister nicht einmal ein Wort gehört haben.



Wenn dasselbe bei Chrysostomus, Basilius oder Hieronymus vorkommt, begnügen sie sich hinzuzuschreiben: „Man ist nicht gebunden.“ Auch haben die Apostel die heidnischen Philosophen und die Juden, die von Natur aus die störrischsten waren, widerlegt, aber mehr durch ihre Lebensführung und durch Wunder als durch Syllogismen, waren also Menschen, von denen kein einziger auch nur imstande wäre, bloß das Quodlibet des Scotus zu begreifen. Welcher Heide und Ketzer dagegen würde heutzutage nicht im Nu vor solch haarkleinen Spitzfindigkeiten das Feld räumen, er müßte denn in seiner Einfalt nicht begreifen oder mit Widerspruch seine Unverschämtheit beweisen oder aber für einen Gang mit gleichen Waffen gerüstet sein. Es ist genauso wie beim Kampf zweier Magier miteinander oder bei der feindlichen Begegnung zweier Menschen, die beide ein Zauberschwert besitzen: Der Ausgang ist dabei ebensowohl abzusehen wie bei der Webarbeit der Penelope (die auch niemals fertig wurde). Meiner Ansicht nach täten die Christen wohl daran, wenn sie statt ansehnlicher Söldnerheere, die einst schon zu keiner Entscheidung kamen, die scotistischen Schreihälse, die eigensinnigen Occamisten und die unüberwindlichen Albertisten samt dem ganzen Sophistenhaufen gegen die Türken und Sarazenen aufbieten würden. Sie würden, glaube ich, das Schauspiel eines einmalig sinnigen Zusammenstoßes und einen unvorhergesehenen Sieg erleben. Wessen Gleichmut vermöchten ihre Spitzfindigkeiten nicht zu entflammen und wessen Stumpfsinn würden solche Stachel nicht aufbringen? Wer ist so scharfäugig, daß sie ihn nicht in ärgste Finsternis bringen könnten? Wundert euch nur nicht, wenn ich anscheinend witzele; denn auch unter den Theologen gibt es gebildetere Menschen, die einen Widerwillen empfinden bei diesen ihrer Meinung

nach ehrfurchtslosen Spiegelfechtereien. Manche verfluchen es wie Gottesschändung und betrachten es als groben Mangel an Frömmigkeit, über solch geheimnisvolle Gegenstände, die mehr Verehrung als Erforschung verdienen, mit ungewaschenem Maul herzufahren und dabei mit den weltlichen Spitzfindigkeiten der Heiden zu disputieren, anmaßende Begriffsbestimmung zu formulieren und das Ansehen der göttlichen Theologie mit widerlichem Wortschwall und hohlen Phrasen zu beschmutzen.



Jedenfalls gefallen sie sich selbst in der Wonne dieses Glücks und geben sich Tag und Nacht so ausschließlich mit den ergötzlichen Zaubersprüchen ab, daß für die Beschäftigung mit dem Evangelium oder den Paulusbriefen kein Augenblick übrigbleibt. Mit solch schülerhaftem Unfug glauben sie die ganze Kirche vor dem sicheren Untergang zu bewahren und meinen sie mit den Flötentönen ihrer Syllogismen zu stützen, wie Atlas bei den Dichtern den Himmel hält. Welch ein Glück muß das sein, wenn sie geheimnisvolle Buchstaben wie Wachs nach Gutdünken bilden und umbilden, wenn sie ihre Schlüsse, denen etwa schon einige Gildenbrüder beige pflichtet haben, an bindender Kraft über die Gesetze Solons und vielleicht gar über die päpstlichen Dekrete gestellt wissen wollen, wenn sie wie die berufenen Sittenrichter der Welt zum Widerruf zwingen, sofern irgendwo keine volle Übereinstimmung mit ihren peinlichen Schlußfolgerungen vorliegt. Mit orakelhafter Gebärde verkündigen sie: „Dieser Vordersatz ist ärgerniserregend, dieser ohne gebührende Ehrfurcht, dieser riecht nach Ketzerei, dieser hat einen bedenklichen Klang.“ Weder die Taufe noch das Evangelium, noch Paulus oder Petrus, noch selbst der heilige Hieronymus oder Augustinus, noch selbst der Meisteraristoteliker Thomas machen den Christen, wenn die Baccalaurei nicht ihre Zustimmung gegeben haben. So unvergleichlich ist die Genauigkeit ihres Urteils. Wer hätte nämlich annehmen können, ein rechter Christ dürfe die beiden Ausdrücke „Geschirr, du stinkst“ und „Das Geschirr stinkt“ wie auch „Dem Topf wird es heiß“ und „Der Topf wird heiß“ nicht für gleichwertig halten, wenn jene Weisen es nicht gelehrt hätten. Wer hätte die Kirche aus solcher Finsternis des Irrtums erlöst, von der niemals jemand nur hätte lesen können, wenn jene sie nicht unter gewichtigen Siegeln überliefert hätten. Sind sie etwa

nicht im Vollgefühl des Glücks bei derartigem Treiben?
Wenn sie etwa die Verhältnisse in der Unterwelt so
haargenau schildern, als ob sie mehrere Jahre in jener
Umgebung zugebracht hätten?



Wenn sie nach Gutdünken neue Welten erfinden und schließlich jene unendlich schöne Welt hinzufügen, damit die seligen Seelen behaglich lustwandeln, schmausen und Ball spielen können. Ihre Köpfe sind mit Tausenden dieser Nichtigkeiten gespickt, daß ich glauben möchte, Zeus' Hirn sei nicht so schwanger gewesen, als er bei der Geburt der Pallas den Vulkan um sein Beil bat. Wundert euch daher auch nicht, wenn ihr ihre Häupter bei öffentlichen Disputationen so gewichtig mit Binden umwunden seht. Sie würden sonst zweifellos platzen. Ich muß bisweilen sogar darüber lachen, daß sie sich am meisten in ihrer Theologenrolle gefallen, wenn sie möglichst abgeschmackte Reden führen, wenn sie ein Gestammel vollführen, das nur ein Stammler versteht. Als Scharfsinn bezeichnen sie, was die Menge nicht begreift. Sie behaupten nämlich, es sei der Würde der heiligen Wissenschaft unangemessen, sie unter das Joch sprachlicher Gesetze zu zwingen. In einem merkwürdigen Verhältnis zur Würde der Theologen steht das Vorrecht der Lüge. Allerdings haben sie dieses Vorrecht mit gewöhnlichen Schuhflickern gemeinsam. Sie fühlen sich auf der Gottheit Höhen, sooft man sie ehrerbietig „Unser Meister“ anredet, und glauben sich in dieser Anrede gleichgestellt mit dem unaussprechlichen Namen, den die Juden mit vier Buchstaben bezeichnen. Darum verlangen sie auch, daß der Titel „Magister noster“ („Unser Meister“) nur mit großen Buchstaben geschrieben wird. Braucht einer den Titel „Unser Meister“ unehrerbietig, hat er gleich das Ansehen der ganzen Theologie geschädigt. Ihr Glück teilen jene, die sich gemeinhin Religiösen und Mönche nennen. Die Namen sind allerdings grundfalsch, da die meisten unter ihnen von Religion gar nichts an sich haben und kaum einer so sehr Gesellschaft sucht. Ich könnte mir keine jämmerlichere Lage denken, wenn ich ihnen nicht nach

Kräften unter die Arme griffe. Alle Welt verwünscht sie und sucht sogar einer zufälligen Begegnung abergläubisch auszuweichen. Trotzdem erheben sie sich selbst in den Himmel.



Zunächst halten sie es für den Inbegriff frommen Wandels, die Bildung bis zur Unkenntnis des Lesens zu vernachlässigen. Wenn sie dann ihre Psalmen, genau abgezählt, aber ohne Verständnis, mit eselhaftem Stimmaufwand in der Kirche herunterleiern, meinen sie das Ohr der Gottheit mit reicher Lust zu umschmeicheln. Manche sind darunter, die Schmutz und Bettelhaftigkeit großspurig zur Schau stellen, an den Türen mit wehleidigem Gewinsel um Brot betteln, aber in keiner Kneipe oder Postkutsche, in keinem Fährboot fehlen und auf die anderen Bettelbrüder mit höchster Verachtung herabsehen. So halten die possierlichen Kerle uns mit Schmutz, Unwissenheit, Tölpelhaftigkeit und Unverschämtheit nach ihrer Meinung ein apostolisches Leben vor Augen. Das Köstlichste an ihnen ist aber, daß sie alles genau nach Vorschrift tun, als ob sie mathematische Formeln zu Gebote hätten. Jede Mißachtung der Vorschrift betrachten sie als Sünde, und man achtet ängstlich darauf, wieviel Knoten die Sandale haben muß, welche Farbe jede Einzelheit haben muß, welche Unterschiede die Kleidung aufzuweisen hat, aus welchem Stoff und wie breit der Gürtel sein muß, wie die Form und der Scheffelinhalt der Kutte sein muß, wieviel Daumen die Tonsur breit sein und wieviel Stunden man schlafen muß. Jeder sieht aber doch die notwendige Ungleichartigkeit, der die erstrebte Gleichförmigkeit infolge der körperlichen und geistigen Verschiedenheit ausgesetzt ist. Trotzdem verachten sie um dieser Lächerlichkeiten willen nicht nur die anderen Stände, sondern machen auch einander das Leben sauer, und so sehr sie apostolische Liebe gelobt haben, so heillose Verwirrungen richten sie an, weil ein Gewand anders gegürtet und die Farbe ein wenig zu rötlich geraten ist. Man trifft darunter so peinliche Beobachter

der Regel, die nach außen hin ein rauhes Kilikiergewand zeigen, das sie mit Milesierstoff weich gefüttert haben. Andere tragen linnene Kleidung, die mit Wolle gefüttert ist. Die Berührung des Geldes scheuen sie wie Gift, meiden aber keineswegs den Wein und den Umgang mit Frauen. Sie entwickeln einen auffallenden Eifer in der Erschwerung ihrer Lebensweise. Sie suchen weniger die Übereinstimmung mit Christus als die Unterscheidung voneinander. Daher tun sie sich viel auf ihre Ordensnamen zugute; da lassen sich manche mit Behagen Strickträger nennen, und darunter heißen wieder einige Coleter, andere Minoriten, wieder andere Minimiten, Knopfträger, Benediktiner, Bernardiner, Brigidenser, Augustiner, Wilhelmiten und Jakobiten. Die meisten pflegen ihre besonderen Zeremonien und ihr besonderes Menschenwerk an Überlieferungen so ängstlich, daß ein einziger Himmel unmöglich so viel Verdienst würdig belohnen kann. Sie denken gar nicht daran, daß Christus alles andere geringschätzt und die Beachtung seines Gebotes verlangt, der Liebe nämlich. Hier ist einer stolz auf seine vielfältige Fischkost, dort schüttet einer hundert Scheffel Psalmen aus. Ein anderer zählt Tausende von Fasttagen auf und hat fast ebensooft seine Gesundheit mit der Völlerei einer einzigen Mahlzeit aufs Spiel gesetzt. Wieder ein anderer weist einen Haufen Zeremonien vor, den kaum sieben Lastkähne befördern könnten. Da rühmt sich einer, in sechzig Jahren Geld höchstens mit doppelten Handschuhen angefaßt zu haben.



Ein anderer prahlt mit einer Kutte, die jedem beliebigen Matrosen zu grob und schmutzig wäre. Dort rühmt sich einer, mehr als elf Lustren regungslos wie ein Schwamm an der gleichen Stelle gelebt zu haben.

Mit unaufhörlichem Singsang führt ein anderer seine rauhe Stimme vor. Hier ist einer, der sich als Eremit eine Lethargie oder mit strengem Stillschweigen eine Zungenlähmung zugezogen haben will. Christus unterbricht aber das endlose Eigenlob mit der Frage: Was soll mir dieses neuartige Judentum? Ich erkenne nur mein einziges Gebot an, von dem allein ich aber nichts höre. Einst habe ich ganz ohne gleichnishafte Umkleidung das väterliche Erbe verheißen, aber nicht für Kitten, Gebeten und Fasten, sondern für Werke des Glaubens und der Liebe. Ich halte nichts von denen, die ihre eigenen Taten in den Himmel erheben. Wer es mir an Heiligkeit zuvortun will, mag die Himmel der Abraxasdiener für sich in Anspruch nehmen oder sich von jenen einen neuen Himmel errichten lassen, deren fragwürdige Überlieferungen er meinen Geboten vorzieht. Welche Gesichter werden sie wohl schneiden, wenn sie merken, daß Matrosen und Fuhrleute mehr Gnade finden als sie. Bis dahin macht sie ihre Hoffnung jedenfalls glücklich, und das verdanken sie meinem Wohlwollen. Obwohl sie keine öffentlichen Ämter bekleiden, hütet sich doch jedermann vor ihnen, besonders vor den Bettelmönchen, weil sie als sogenannte Beichtväter die geheimen Fäden in der Hand haben. Sie halten es für sündhaft, darüber zu sprechen, wenn sie sich nicht gerade beim Wein mit pikanten Geschichten unterhalten wollen.



Dabei deuten sie den Sachverhalt nur an und lassen die Namen aus dem Spiel. Reizt einer diese Hornissen, dann rächen sie sich gründlich in den öffentlichen Predigten und stellen ihren Gegner mit Anspielungen auf eine Art bloß, daß auch der Dümme merkt, wer gemeint ist. Sie hören mit ihrem Gekläff nicht auf, bis man ihnen das Maul stopft. Gibt es sehenswertere Komödianten oder Gaukler als die predigenden Bettelmönche mit ihrem lächerlichen Rednerpathos, das sie auf eine possierliche Weise den Anleitungen der Rhetoriklehrer abgeguckt

haben? Gott im Himmel, wie gestikulieren sie, wie modulieren sie ihre Stimme, wie schluchzen sie, wie werfen sie sich in die Brust, welche Grimassen schneiden sie und wie übertönen sie alles mit Stimmaufwand! Solche Predigtkunst vertraut ein Bruder dem ändern wie Geheimwissenschaft an. Obwohl mir (als einem Weib) Wissenschaft nicht ansteht, will ich doch einige Andeutungen machen. Zuerst bringen sie ein Zitat aus einem Dichter. Wenn sie dann über die Liebe sprechen wollen, beginnen sie mit dem Nil, oder wenn sie über das Geheimnis des Kreuzes sprechen wollen, fangen sie glücklich mit dem babylonischen Drachen Bei an. Haben sie sich das Fasten als Gegenstand gewählt, verbreiten sie sich zuerst über die zwölf Zeichen des Zodiakus. Eine Ansprache über den Glauben leiten sie mit einer Betrachtung der Quadratur des Kreises ein. Ich habe selbst einen Dummkopf — Verzeihung! Gelehrten, wollte ich sagen — gehört, der in einer gut besuchten Predigt über das Geheimnis der Dreifaltigkeit einen neuen Weg einschlug, um seine außergewöhnliche Gelehrsamkeit zu zeigen und vor den Ohren der Theologen Gnade zu finden. Er fing bei den Buchstaben, Silben und Worten an. Dann sprach er von der Übereinstimmung zwischen Nomen und Verbum, zwischen Adjektivum und Substantivum. Die meisten wunderten sich schon und dachten im stillen an das Horazwort „Wohin soll das wirre Zeug führen?“. Schließlich wollte er beweisen, daß in den grammatischen Begriffen ein so auffallendes Gleichnis der Dreifaltigkeit enthalten sei, wie es kein Mathematiker deutlicher in den Sand zeichnen könne. Der glorreiche Theologe hatte sich acht lange Monate im Schweiß seines Angesichtes bei dieser Vorstellung so abgemüht, daß er heute noch blinder ist als ein Maulwurf, weil die geistige Anstrengung ihn das

Augenlicht kostete. Das bekümmert ihn aber weiter gar nicht. Der Preis kommt ihm gering vor im Vergleich zu dem erworbenen Ruhm. Einmal haben wir auch einen achtzigjährigen Theologen gehört, der uns wie ein neuer Scotus erschien. Er wollte das Geheimnis des Namens Jesu erklären und bewies mit erstaunlichem Scharfsinn, daß in den Buchstaben selbst alles enthalten sei, was man über ihn sagen könne. Daß man ihn nur in drei Fällen beugen könne, sei offenbar ein Gleichnis der göttlichen Dreifaltigkeit. In den drei Endungen der Fälle, nämlich in dem s, m und u, verberge sich ein unaussprechliches Geheimnis, und die Buchstaben verkündigten, daß er der Höchste (summus), die Mitte (medius) und das Ende (ultimus) sei. Ein anderes, noch verborgeneres Geheimnis wurde uns ebenfalls zuteil: Mathematisch genau teilte er den Namen Jesus in zwei gleiche Teile, allerdings so, daß der fünfte Buchstabe in der Mitte allein übrigblieb. Dann lehrte er, dieser Buchstabe heiße im Hebräischen „Sin“, Sin in der Sprache der Schotten die Sünde; so ergebe sich einwandfrei, daß Jesus es sei, der die Sünden der Welt tilge. Allen blieb der Mund offen vor Bewunderung bei dieser neuartigen Einleitung, besonders den Theologen, und es fehlte nicht viel, so wäre es ihnen ergangen wie einst Niobe, während ich es beinahe gemacht hätte wie der Feigenholzpriap, als er zu seinem Schaden die nächtlichen Geheimnisse der Canidia und Sagana belauschte. Ich hätte allen Grund dazu gehabt. Wo hat nämlich der Grieche Demosthenes oder der Lateiner Cicero eine ähnliche Maskerade aufgeführt? Bei ihnen galt eine Einleitung als fehlerhaft, die zu weit vom Gegenstand abirrte. Nicht einmal Sauhirten beginnen in ihrer Art so. Diese Gelehrten aber halten ihre Präambel — so nennen sie das nämlich — dann für hervorragend rhetorisch, wenn sie nichts mit dem Gegenstand zu tun

hat, der Hörer vielmehr verwundert vor sich her murmelt: „Wohin stürzt jener sich wohl?“ Im dritten Teil, also in der eigentlichen Erörterung, legen sie kurz und beiläufig ein Wort aus dem Evangelium aus, was doch allein ihre Aufgabe gewesen wäre. Im vierten Auftritt setzen sie wieder eine neue Maske auf und beschäftigen sich mit einer theologischen Untersuchung, die nach einem Worte Lukians beziehungslos zwischen Erde und Himmel hängt. Auch das halten sie für besonders kunstgerecht. Dann trichtern sie den Hörern mit vollendeter theologischer Salbung hochtrabende Titel ein wie scharfsinnige Lehrer, scharfsinnigste Lehrer, seraphische Lehrer, cherubinische Lehrer, heilige Lehrer und unwiderlegliche Lehrer. Große und kleine Syllogismen, Schlüsse, Folgesätze, Voraussetzungen und solcherart abgeschmackte und mehr als scholastische Spielereien führen sie dem dummen Haufen vor. Es bleibt noch der fünfte Aufzug, in dem der Gipfel der Kunst erklettert werden muß. Hier kramen sie mir eine törichte und witzlose geschichtliche Begebenheit aus dem Speculum historiale, wie ich glaube, oder aus den Gesta Romanorum hervor und legen sie allegorisch, tropologisch und anagogisch aus. Auf diese Weise bringen sie ein Spukgebilde zustande, wie es Horaz nicht einmal zu Beginn seiner Ars poetica erreichte. Von irgend wem haben sie gehört, daß der Anfang der Rede ruhig sein müsse und möglichst "wenig Stimmaufwand zeigen dürfe. Deshalb beginnen sie so leise, daß sie kaum ihre eigene Stimme hören können, als ob es besser sei, von niemand verstanden zu werden. Irgendwo haben sie aufgeschnappt, man müsse mit Geschrei leidenschaftliche Anteilnahme erwecken. Mitten in gedämpfter Rede erheben sie darum plötzlich ohne Grund die Stimme zu mörderischem Gebrüll. Man möchte schwören, der Kerl wäre verrückt, ganz als ob es

völlig belanglos wäre, wo man gerade schreit. Weil sie nun noch gehört haben, die Rede müsse immer mehr Feuer entwickeln, bleibt es anfänglich bei einem gleichmäßigen Vortrag, dann steigern sie die Stimme bald erstaunlich, auch wenn der Gegenstand belanglos ist, und zeigen sich schließlich völlig erschöpft. Endlich haben sie noch gelernt, daß die Rhetoren auch das Lachen erwähnen, also suchen sie auch Witze anzubringen. Bei Aphrodite, sie sind so beschwingt und passend, daß man an den Esel und die Lyra denken möchte. Bissig sind sie zwar manchmal, doch ist das mehr Kitzel als Verwundung, und ihre Schmeichelei ist nie unverschämter, als wenn sie einen freimütigen Eindruck machen möchten. Ihr ganzes Auftreten ist so, daß man glauben möchte, sie seien bei Gauklern in die Lehre gegangen, die ihnen allerdings weit überlegen sind. Trotzdem sind sie einander aufs Haar gleich, und jeder ist überzeugt, daß entweder diese von jenen oder jene von diesen die Redefertigkeit erlernt haben. Immerhin hat mein Einfluß das Volk so weit gebracht, daß es in den Bettelmönchen Demosthenes und Cicero selbst zu hören glaubt. Das trifft vor allem die Krämer und Weiber, deren Ohren sie mit Fleiß gefallen wollen. Jene geben ihnen gewöhnlich einen Beuteanteil an ihren üblen Einkünften, wenn sie angenehme Schmeicheleien gesagt haben, diese haben neben vielen anderen Gründen eine Vorliebe für den Orden, weil sie hier die Beschwerden über ihre Gatten an den Mann bringen. Ich glaube, ihr seht wohl, wie sehr diese Menschen in meiner Abhängigkeit stehen, die mit Zeremonien, lächerlichem Kleinkram und viel Geschrei die Menschheit tyrannisieren und sich als Paulusse und Antoniusse ansehen. Mit ihnen, Schauspielern, undankbaren Leugnern meiner Wohltaten und gottlosen Frömmigkeitsheuchlern, will ich mich nicht weiter mehr

befassen. Es ist nämlich längst an der Zeit, die Könige und Fürsten ein wenig unter die Lupe zu nehmen, deren äußere Erscheinung immerhin echt und edel ist, wie es sich für Adlige geziemt.



Hätten sie aber nur für eine halbe Unze Vernunft in ihrem Innern, würde ihr Leben an Trübsal und Unerfreulichkeit einzig dastehen. Keiner wird sich unter Meineid und Meuchelmord eine Herrschaft gründen, der sich über die ungeheure Belastung eines rechten

Regenten klargeworden ist. Wer das Steuer des Staates in die Hand nimmt, darf keinen privaten Geschäften nachgehen und nur das öffentliche Wohl im Auge haben. Von den Gesetzen, die er selbst erläßt und vollstreckt, darf er nicht um Fingerbreite abweichen. In der Sauberkeit der Amtsführung muß er für alle Behörden vorbildlich sein. Er muß sich allein im Blickpunkt aller fühlen und wie ein heilbringendes Gestirn mit seiner sittlichen Unbescholtenheit der menschlichen Gesellschaft voranleuchten oder aber wie ein unheilkündender Komet krasses Verderben bringen. Gegen fremde Fehler darf er nicht allzu empfindlich, aber auch nicht allzu großzügig sein. Die Stellung des Fürsten bringt es mit sich, daß der geringste Verstoß gegen die Ehre sich gleich wie die Pest in das Leben vieler Menschen einfrißt. Wieviel Gefahren für die Tugend bringt der Reichtum fürstlichen Daseins mit sich! Galanterie, Freizügigkeit, Schmeichelei, Verschwendung! Um so peinlicher und wachsamer muß der Fürst sich vor leichtfertiger Pflichtvergessenheit hüten. Hinterhältigkeiten, Haß und andere Gefahren und Befürchtungen will ich übergehen, nur noch darauf hinweisen, daß jener eigentliche König über seinem Haupte schwebt und bald schon von ihm für das geringste Vergehen Rechenschaft fordern wird, und zwar um so strenger, je bedeutender seine Herrschaft war. Wenn der Fürst nun dies und vieles dergleichen bei sich überlegen würde — er würde es überlegen, wenn er weise wäre —, könnte er meines Erachtens weder ruhig schlafen noch essen. Unter meinem Einfluß überlassen sie alle diese Sorgen den Göttern, machen sich ein behagliches Leben und schenken nur Menschen Gehör, die angenehme Dinge zu sagen wissen, damit sie von Aufregung verschont bleiben. Sie glauben die Rolle eines Fürsten gut zu spielen, wenn sie ständig jagen,

schmucke Pferde unterhalten, Ämter und Kommandostellen mit Vorteil verkaufen und täglich auf neue Wege sinnen, um die Bürger zu schröpfen und die Staatseinkünfte in die eigene Tasche zu leiten, wobei sie allerdings um einen gerissenen Vorwand nicht verlegen sind, damit auch die gröbste Ungerechtigkeit noch unter dem Schein des Rechtes auftritt. Sie geben sich sogar noch Mühe, den Sinn des Volkes mit etwas Schmeichelei zu gewinnen. Stellt euch nun einen Menschen vor, wie sie bisweilen vorkommen: ohne Kenntnis der Gesetze, dem öffentlichen Wohl geradezu verfeindet, nur auf den persönlichen Nutzen bedacht, vergnügungssüchtig, bildungsfeindlich, Feind der Freiheit und Wahrheit, auf nichts weniger bedacht als auf das Staatswohl, alles vielmehr nach seiner Gier und seinem Nutzen messend! Hängt ihm dann eine goldene Kette um, die den innigen Zusammenhang aller Tugenden andeutet, gebt ihm eine edelsteingeschmückte Krone, die ihn daran erinnern soll, daß er sich durch heroische Tugenden vor allen anderen auszeichnen müsse, dann das Zepter, das Symbol der Gerechtigkeit und eines ganz unbestechlichen Sinnes, und schließlich den Purpur, das äußere Zeichen unübertrefflicher Liebe zum Staat! Wenn der Fürst diese Insignien mit seinem Leben vergleicht, möchte er sich seines Aufzuges wohl gründlich schämen und befürchten, ein naseweiser Beobachter könne das ganze tragische Gehabe auf witzige Art der Lächerlichkeit preisgeben. Was soll ich noch von den hochgeborenen Höflingen sagen? An Unterwürfigkeit, Knechtseligkeit, Witzlosigkeit und Verworfenheit tut es ihnen niemand zuvor, und doch gebärden sie sich als die Herren der Schöpfung.



In einer Hinsicht sind sie allerdings ungewöhnlich bescheiden: sie begnügen sich, ihren Körper mit Gold, Edelsteinen, Purpur und sonstigen Tugend-und Weisheitssymbolen auszustaffieren, den Eifer für die Sache selbst überlassen sie anderen. Sie schätzen sich maßlos glücklich, weil sie den König „Herr“ heißen dürfen, weil sie mit drei Worten zu grüßen gelernt haben, weil sie die höfischen Anredeformen „Erlaucht“,

„Herrschaft“, „Herrlichkeit“ nur so wie Wasser aus dem Munde fließen lassen, weil sie kehle Schamröte mehr kennen und munter schmeicheln. Das sind nämlich die geziemenden Künste eines wahrhaft vornehmen Höflings. Wollte man ihre ganze Lebensweise näher betrachten, würde man waschechte Phäaken, Freier der Penelope, finden; den weiteren Verlauf des Gedichtes, das Echo euch besser wiedergeben könnte als ich, kennt ihr ja. Man schläft, bis die Sonne hoch am Himmel steht. Dann steht ein dienstwilliger Geistlicher am Bett, der ihnen die Messe liest, fast ohne daß sie aufzustehen brauchen. Gleich geht es zum Frühstück, das kaum zu Ende ist, wenn das Mittagessen schon ruft. Hinterher gibt es Würfelspiele, Brettspiele, Tändelei und sonstigen Schnickschnack. Zwischendurch wird noch hin und wieder gevespert. Dann kommt das Abendessen und nachher das Bankett, und, bei Zeus, nicht nur eines! So verstreichen die Stunden, Tage, Monate, Jahre und Zeitalter ohne Langeweile. Ich selbst gehe manchmal reicher gemästet weg, wenn ich ihrem großsprecherischen Gebaren zugesehen habe, wenn unter den Damen eine jede sich den Göttern um so näher glaubt, je länger sie die Schleppe hinter sich her zieht, wenn ein Vornehmer den ändern von seinem Platz vertreibt, um Zeus (dem -Fürsten) näher zu sein, wenn jeder sich in einer möglichst schweren Halskette gefällt, um neben dem Reichtum auch seine Kraft zu zeigen. Um Fürstenglanz bemühen sich Päpste, Kardinale und Bischöfe auch schon längst mit Fleiß, ja sie haben es darin fast weiter gebracht als die Fürsten. Wenn einer daran denken wollte, woran der reine Glanz eines weißen Gewandes erinnert: an das völlig schuldlose Leben; was die doppelhörnige Mitra mit den gleichmäßigen Spitzen bedeutet: die gleichmäßig vollkommene Kenntnis des Alten und Neuen

Testamentes; was die Handschuhe anzeigen: die von jeder Berührung weltlicher Dinge unbefleckte Verwaltung der Sakramente; was der Hirtenstab besagt: nämlich die überaus wachsame Obhut der anvertrauten Herde; was das Vortragekreuz versinnbildet: den Sieg nämlich über alle menschlichen Leidenschaften; wenn einer, sage ich, daran und an vieles andere denken wollte, würde er nicht ein trübseliges und ruheloses Leben führen?



Sie tun aber wohl daran, wenn sie sich selbst weiden. Im übrigen geben sie die Obhut ihrer Schafe an Christus oder an stellvertretende Brüder weiter. Sie erinnern sich auch keineswegs der Bedeutung ihres Bischofstitels, der ja nichts anderes besagt als Arbeit, Sorge und Aufsicht. Im Einziehen ihrer Gelder erweisen sie sich allerdings als ganze Bischöfe und lassen nichts aus dem Auge. So müßten die Kardinale sich auch vergegenwärtigen, daß sie Nachfolger der Apostel sind und daß das gleiche von ihnen verlangt wird, was jene geleistet haben, daß sie keine Herren, sondern Sachwalter der geistlichen Gaben sind, von denen sie recht bald peinlichste Rechenschaft ablegen müssen. Bei einer nachdenklichen Betrachtung ihrer Kleidung müßten sie sich etwa so sagen: Was soll dieser Glanz der Gewänder? Meint er nicht die höchste Reinheit der Lebensführung? Was soll die purpurne Innenseite? Zeigt sie nicht die brennende Liebe zu Gott? Was soll die Weite und Länge des Gewandes, das noch das ganze Maultier des Reverendissimus umhüllt und sogar ein Kamel bedecken könnte? Deutet es nicht auf die Liebe, die sich weit öffnet, um allen zu helfen, das heißt um zu lehren, zu ermahnen, zu trösten, zu tadeln, zuzureden, Kriege zu schlichten, gottlosen Fürsten zu widerstehen und nicht nur das Geld, sondern auch das Blut gern für die Christenheit aufs Spiel zu setzen? Wozu brauchen sie überhaupt Geld als Stellvertreter der armen Apostel? Ich sage euch, wenn sie das so überlegten, würden sie sich um das Amt nicht bemühen, oder sie würden es bereitwillig aufgeben oder würden ein mühseliges und unruhevolles Leben führen, wie es die Apostel einst getan haben.



Wenn nun erst die Päpste als Christi Stellvertreter seinem Leben nacheifern wollten, das heißt der Armut, Mühsal, Lehre, dem Kreuz und der Lebensverachtung, oder wenn sie den Namen Papst, das heißt Vater, oder den Beinamen eines Hochheiligen ernst nähmen, würden sie an äußerem Elend nicht ihresgleichen finden auf Erden. Wer wollte dann diese Stellung um alles Geld kaufen? Wer wollte sie noch mit Schwert, Gift und jeder Art Gewalt behaupten, wenn er sie gekauft hätte? Wieviel Annehmlichkeit schwindet dahin, wenn die Weisheit sich einmal eingenistet hat? Die Weisheit sage ich? Nur ein Körnchen von jenem Salz, das Christus erwähnt hat! Alle die Schätze, die Ehrungen, Herrschgewalt, Siege, Dienstbarkeiten, Dispenserteilungen, Abgaben, Ablässe, Pferde, Maultiere, Würdenträger und Lustbarkeiten! Ihr seht, welchen Jahrmarkt, welche Ernte, ja welchen Ozean an Gütern ich in Kürze aufgezählt habe. An deren Stelle wird er Nachtwachen, Fasten, Tränen, Gebete, Predigten, Studien, Seufzer und tausend ähnliche jämmerliche Mühen einführen. Man darf dabei nicht übersehen, daß dann alle die Schreiberseelen, Kopisten, Notare, Advokaten, Promotoren, Sekretäre, Maultiertreiber, Reitknechte, Wechsler, Kuppler — beinahe hätte ich einen delikateren Ausdruck gebraucht, ich fürchte aber, daß er nicht gern gehört wird —, kurz das ganze unübersehbare Gewimmel, das den römischen Stuhl beschwert — Verzeihung, ich wollte sagen: beehrt — verhungern müßte. Das wäre doch eine abscheulich unmenschliche Tat, und völlig unerträglich wäre es, die Kirchenfürsten und Glanzlichter der Welt auf Wanderstab und Ranzen zu verweisen. Alle Mühe überlassen sie jetzt Petrus und Paulus, die ja reichlich mit Muße gesegnet sind.



Wo Glanz und Lust winken, sind sie selbst zur Stelle. So verdankt man es mir, daß kaum Menschen üppiger und sorgloser leben und daß sie Christus gerecht zu werden glauben, wenn sie mit mysteriösem und mehr theaternmäßigem Aufzug, mit Heiligsprechungszeremonien, Ehrwürdigkeits- und Heiligkeitstiteln, mit Segnungen und Exkommunikationen den Bischof spielen. Wunder zu wirken ist ein anrühiger und überholter Brauch, der durchaus nicht in diese Zeit paßt. Es ist aufreibend, das Volk zu belehren, die Auslegung der Heiligen Schrift verlangt zuviel Studium, Beten ist zeitraubend, Tränen sind jämmerlich und weibisch, Dürftigkeit ist peinlich, und Unterwerfung ist schimpflich und unziemlich für einen Mann, der kaum die höchsten Fürsten zum Kuß der heiligen Füße zuläßt. Sterben ist schließlich unerfreulich und der Tod am Kreuze ehrlos. Es bleiben ihnen also nur jene Waffen und Segnungen, die Paulus im Römerbrief erwähnt. Statt dessen sind sie aber äußerst freigebig in Interdikten, Amtsenthebungen, Bannandrohung, scharfer Androhung, Verdammungen, öffentlichen Anprangerungen und jenem tödlichen Bannstrahl, durch den sie mit einem Wink Menschenseelen in die äußerste Finsternis schleudern. Die hochheiligen Väter in Christus und Stellvertreter Christi wenden ihn mit größter Schärfe vor allem gegen die teuflischen Schädlinge des Kirchenstaates an. Das Wort des Evangeliums „Wir haben alles verlassen und sind dir gefolgt“ beziehen sie nicht auf Fluren, Städte, Steuereinkünfte, Hafenzölle und Gerichtsbarkeit des Kirchenstaates. Dafür brennen sie vom Eifer Christi, dafür kämpfen sie mit Feuer und Schwert und opfern dafür das Blut der Christenheit. Ja, indem sie so nach ihrer Weise wacker auf die Feinde losschlagen, glauben sie apostolisch die Kirche als Braut Christi zu schützen.

Als ob es verderblichere Kirchenfeinde gäbe als gottlose Päpste, die mit Unbekümmertheit Christus in Verruf bringen, ihn mit Abgabeverordnungen binden, sein Wesen mit gewaltsamen Deutungen verfälschen und ihn mit ruchlosem Lebenswandel umbringen. Da die Kirche Christi auf Blut gegründet, mit Blut gestärkt und durch Blut vermehrt worden ist, führen sie nun ihre Sache mit Schwert und Eisen, als ob Christus, der doch seine Herde in seiner Weise behütet, gestorben sei.



Der Krieg ist eine Ungeheuerlichkeit, die zu wilden Tieren, aber nicht zu Menschen paßt, eine Wahnsinnsgeburt, die die Dichter sogar den Furien zuschreiben, eine Seuche, die allgemeine sittliche Verwilderung mit sich bringt, eine Ungerechtigkeit, die verkommene Straßenräuber zu bestgeeigneten Sachwaltern macht, eine Gottlosigkeit, die dem Christen völlig widerspricht, und doch kümmern die Päpste sich um nichts sonst und führen nur Krieg. Dabei sieht man sogar gichtbrüchige Greise in jugendlicher Geistesfrische, und kein Aufwand ist ihnen zu viel, keine Anstrengung zu mühsam, und es hält sie nichts davon zurück, Gesetze, Religion, Frieden, ja die gesamten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft in Unordnung und Verwirrung zu bringen. Es fehlt auch nicht an gebildeten Schmeichlern, die offenbaren Wahnsinn als Eifer, Frömmigkeit und Tapferkeit hochpreisen, wenn da einer auf Mittel und Wege sinnt, gegen den Bruder mit Meuchelmord vorzugehen, obwohl doch jenes höchste Gebot der Liebe unveränderlich bleibt, die der Christ nach der Weisung Christi dem Nächsten schuldet. Ich weiß nicht, ob gewisse deutsche Bischöfe das aufgebracht haben oder ob sie sich vielmehr daran ein Beispiel genommen haben. Diese machen viel weniger Umstände, kümmern sich nicht um ihre priesterlichen Funktionen und sonstige Zeremonien und sind so ausschließlich Fürst, daß sie es geradezu als feige und minderwertig für einen Bischof ansehen, anderswo als im Streit Gott ein tapferes Herz zu zeigen. Sogar die einfachen Leutpriester wollen nicht hinter der Heiligkeit ihrer Vorgesetzten zurückstehen und kämpfen mit beachtlichem Kriegermut mit Schwertern, Speeren und Geschossen und jedem Aufgebot an Mordwaffen für ihren Zehnten. Wie luchsäugig sind sie, wenn sie in alten Überlieferungen

etwas zur Einschüchterung des armen Volkes ausfindig machen können, und wie wirkungsvoll vermögen sie die Pflicht zur Abgabe des Zehnten zu begründen. Sie vergessen darüber ganz, wieviel man allüberall über ihre eigene Sendung beim Volk liest.



Erinnert sie denn nicht wenigstens die Tonsur daran, daß der Priester sich von allen weltlichen Neigungen frei machen muß und nur geistliche Gedanken haben darf? Die possierlichen Menschen glauben aber ihre Sendung zu erfüllen, wenn sie recht und schlecht ihr Stundengebet herunterleiern. Bei Herkules, ich wundere mich nur, ob ein Gott das hört oder versteht, da sie es doch selbst kaum hören oder verstehen, wenn sie die Lippen bewegen. Das haben die Geistlichen mit den Weltleuten gemeinsam, daß sie alle auf ihren Vorteil bedacht sind und keiner es dabei an Gesetzeskenntnis fehlen läßt. Irgendwelche Lasten wälzt man wohlweislich auf fremde Schultern ab und reicht sie wie einen Ball von Hand zu Hand weiter. Wie bei den weltlichen Fürsten die Last der Regierung in der Hand eines Statthalters ruht und der eine Statthalter sie dem ändern weitergibt, so überlassen sie aus reiner Bescheidenheit den Eifer in der Frömmigkeit dem gemeinen Volk. Das Kirchenvolk wiederum überläßt ihn den sogenannten Kirchenläufern, als ob es selbst mit der Kirche gar nichts zu tun und das Taufgelöbnis weiter keine Wirkung hätte. Die Weltpriester tun wieder so, als ob sie für die Welt und nicht für Christus bestimmt wären, und wälzen diese Last auf die Kanoniker, die Kanoniker auf die Mönche, die freieren Mönche auf die strengeren, alle zusammen auf die Bettelmönche und die Bettelmönche auf die Kartäuser, bei denen allein die Frömmigkeit in Grabesruhe verborgen ist, und zwar so verborgen, daß man sie kaum jemals sehen kann. Dieselben Päpste, die bei der Ernte des Geldes so peinlich genau sind, übertragen die vornehmlich apostolischen Mühen auf die Bischöfe, die Bischöfe auf die Pfarrer, die Pfarrer auf die Vikare und die Vikare auf die Bettelmönche. Diese stoßen sie ab an die Schafscherer. Doch es ist nicht unsere Absicht, den Lebenswandel der Päpste und

Priester zu durchleuchten. Ich will nicht den Eindruck eines Satirikers statt eines Enkomiasen machen, und es soll niemand glauben, ich wollte gute Fürsten durchhecheln, wenn ich die schlechten bloßstelle.



Ich habe das nur kurz gestreift, um zu zeigen, daß kein Mensch ohne meine Weihe und Gunst ein angenehmes Leben führen kann. Wie sollte das auch anders sein, da doch selbst Fortuna, die Mehrerin menschlicher Wohlfahrt, mit mir eines Sinnes ist und gerade den Weisen immer denkbar mißgünstig bleibt, den Toren dagegen noch im Schlaf Annehmlichkeiten in Fülle gönnt. Ihr kennt ja den Timotheos, der seinen Ruf davon hat, und das Sprichwort „Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe". Ihr kennt auch das andere Sprichwort „Die Eule fliegt", das auf die Toren zutrifft. Auf die Weisen passen dagegen die Worte „Unter dem letzten Viertel des Mondes geboren", „Er hat ein Sejuspferd" oder „Er hat das Gold von Toulouse". Doch ich will nicht weiter Sprüchlein machen, sonst komme ich noch in Verdacht, die „Adagia" meines Erasmus geplündert zu haben. Zur Sache also! Das Glück bevorzugt die Kleinmütigen und die Tollkühnen, von denen es heißt: „Der Würfel ist gefallen." Die Weisheit dagegen macht sie ängstlich; daher seht ihr auch die Weisen immerzu in Armut, Hunger und Unrat, verachtet, ruhmlos und verhaßt, während den Toren Geld und öffentliche Ämter zuströmen, ja einfach alles nach Wunsch gerät. Wenn einer sein Glück darin findet, den hochgeborenen Herrschaften schönzutun und sich in der Gesellschaft jener gold- und edelsteingeschmückten Götter zu bewegen, was gibt es dann Hinderlicheres als die Weisheit, ja was ist bei diesen Menschen verrufener? Nehmen wir an, es ginge darum, Reichtümer aufzuhäufen! Wie will der Händler einen Gewinn erzielen, wenn er nach dem Gebot der Weisheit an einem Meineid Anstoß nimmt, wenn er, auf einer Lüge ertappt, errötet oder wenn er den Gewissensbedenken der Weisen gegen Diebereien und Wucher auch nur die geringste Bedeutung beimißt? Im Wettbewerb um geistliche

Ämter und Pfründen wird sich ein Büffel eher durchsetzen als ein Weiser. In der Liebe hängen die Mädchen eindeutig mit ganzem Herzen an den Toren, den Weisen meiden und verabscheuen sie wie einen Skorpion.



Alle, die Wert auf ein wenig Glanz und Freude im Leben legen, sondern sich gegen den Weisen ab und gewähren lieber jedem Tier Zutritt. Wohin du dich kehrst, bei Päpsten, Fürsten, Richtern, Politikern, Freunden, Feinden, Hochgestellten und kleinen Krautern erreicht man nur etwas mit klingender Münze. Da der Weise nichts davon wissen will, geht man ihm gewöhnlich mit Fleiß aus dem Wege. Mein Lob kennt kein Ziel und keine Grenze, und doch muß die Rede einmal ein Ende haben. Ich will also Schluß machen, zuvor aber noch kurz darauf hinweisen, daß viele bedeutende Schriftsteller mich in ihren Darstellungen und in ihrem Verhalten hervorgestochen haben; es soll ja keiner glauben, ich würde mir nur nach Torenart selbst um den Bart fahren, und die Gesetzkrämer sollen nicht zischeln, ich könne mich auf nichts berufen. Wir berufen uns auf ihr eigenes Beispiel und machen immerzu viel Lärm um nichts. Alle Welt ist überzeugt, daß, wie es im Sprichwort heißt, Vorspiegelung das beste ist, wo die sachliche Voraussetzung fehlt. Deshalb prägt man den Kindern gleich mit Recht folgenden Vers ein: Sich im richtigen Augenblick töricht zu stellen, ist die höchste Weisheit. Erwägt doch selbst, wie wertvoll die Torheit ist, deren trügerischer Schatten und bloße Nachahmung bei den Gelehrten noch so viel Anerkennung findet. Das ansehnlich fettglänzende rundliche Schwein aus der Herde Epikurs rät, allen Überlegungen Torheit beizumischen, einen Schuß Torheit, wie es nicht gerade glücklich einschränkt. Gleichwohl heißt es an anderer Stelle bei dem gleichen Horaz: Es ist angenehm, im rechten Augenblick verrückt zu sein. Wieder an anderer Stelle möchte er lieber blöde und ungeschickt erscheinen als weise und verärgert sein. Schon bei Homer wird Telemach, den der Dichter bei jeder Gelegenheit lobt, wiederholt unmündig genannt, und das gleiche Beiwort

gebrauchen die tragischen Dichter gewissermaßen in auszeichnendem Sinn gern für Kinder und junge Leute, wie um sie als Glückspilze darzustellen. Was ist denn die erhabene Ilias anders als ein Getobe von törichten Königen und Völkern? Wie unumschränkt ist Ciceros Anerkennung: Alles sei durchsetzt von Torheit. Wer wollte aber abstreiten, daß jedes Gut um so bedeutender ist, je verbreiteter es ist? Doch vielleicht haben solche Autoritäten unter Christen kein Gewicht. Versuchen wir also unser Ansehen möglichst auch mit dem Zeugnis der Schrift zu stützen oder nach gelehrtem Sprachgebrauch darzulegen! Zunächst bitte ich die Theologen um Verzeihung für das oben Gesagte, damit sie uns ihr Imprimatur erteilen, dann aber auch, weil wir einen ernsthaften Gegenstand behandeln wollen. Vielleicht wäre es unziemlich, aufs neue die Musen vom Helikon zu solchem Unterfangen herabzubemühen, zumal der Gegenstand etwas weithergeholt ist. Der Wunsch könnte verständlich erscheinen, daß bei solch theologischen Absichten und vor solch dornigem Pfad die Seele des Scotus aus ihrer Sorbonne ein wenig in mein Inneres niedersteige. Ist sie doch stachliger als jeder Igel und jedes Stachelschwein, mag dafür aber auch bald wieder verschwinden, wohin sie will, meinetwegen mag sie zum Teufel gehen. Könnte man nur ein anderes Gesicht aufsetzen und einen Theologenornat anlegen! Ich fürchte aber, daß mich jemand des Diebstahls bezichtigt, als hätte ich insgeheim die Schreine unserer Meister geplündert, während ich so viel Theologie treibe. Es darf kaum verwunderlich erscheinen, wenn ich in so dauerhafter und freundschaftlich enger Verbundenheit mit den Theologen mir etwas angeeignet habe. Auch der feigenhölzerne Priap hat ja einige griechische Brocken auf geschnappt und behalten, als sein Herr las, und der Hahn des Lukian verstand sich nach jahrelangem

Umgang in menschlicher Gesellschaft ausgezeichnet auf die menschliche Sprache. Doch zur Sache endlich mit Hilfe guter Geister! Der Prediger Salomo schreibt im ersten Kapitel: „Grenzenlos ist die Zahl der Toren.“ Damit meint er doch wohl die Menschheit, mit geringen Ausnahmen, die kaum je einer bemerkt hat.



Noch sinnreicher bekennt Jeremias im zehnten Kapitel: „Zum Toren wird jedermann durch seine Weisheit." Gott allein billigt er Weisheit zu, während der Menschheit seiner Meinung nach nichts als Torheit bleibt. Wenig vorher heißt es wiederum: „Der Mensch soll sich nichts auf seine Weisheit einbilden." Warum soll sich der Mensch denn nicht seiner Weisheit rühmen, bester Jeremias? Doch nur, sagt er, weil der Mensch keine Weisheit hat. Doch ich komme noch einmal auf Salomo zurück. Mit seinem Ausspruch „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel" hat er gewiß nichts anderes sagen wollen, als wenn wir etwa sagen, das menschliche Leben sei nur eine Schaustellung der Torheit. Er bestätigt die lobende Anerkennung Ciceros also, der mit vollem Recht preist, was wir eben angeführt haben: „Alles ist voll Torheit." Dann heißt es wieder beim weisen Salomon: „Der Tor ist wetterwendisch wie der Mond, der Weise beständig wie die Sonne." Damit spielt er doch offensichtlich darauf an, daß alle Welt töricht sei und der Name eines Weisen nur Gott gebühre. Wenn man den Mond als Menschennatur deutet, ist die Sonne als Urquell des Lichtes doch Gott. Dazu paßt es auch, wenn Christus im Evangelium bestreitet, daß irgendwer außer Gott gut genannt werden dürfe. Wenn also töricht ist, wer nicht weise ist, und das Gute nach dem Zeugnis der Stoa mit dem Weisen identisch ist, müssen notwendig alle Menschen töricht sein. Salomon sagt im 15. Kapitel seiner Sprüche: „Torheit ist dem Toren eine Freude." Damit bestätigt er doch klar, daß das Leben ohne Torheit keinen Genuß bietet. Dazu paßt auch das Wort: „Wer Wissen bringt, bringt Schmerz, und ein wacher Sinn bringt viel Ärger." Bezeugt der treffliche Prediger im 1. Kapitel nicht dasselbe? „Im Herzen der Weisen wohnt Trauer, im Herzen der Toren Frohlocken." Die Weisheit hätte ihm keinen Verdruß gemacht, wenn er uns nicht

kennengelernt hätte. Sollte ich euch nicht glaubwürdig genug sein, höret die Worte dessen, der im 7. Kapitel schrieb: „Ich habe mein Herz dahingegeben, um Klugheit und Wissen, Irrtümer und Torheit zu erfahren." Man muß wohl erkennen, wie er hier der Torheit am Schluß einen Vorzugsplatz gibt.



Salomo schrieb es, und ihr kennt die geistliche Rangfolge, nach der, übrigens wohl ganz im Sinne des Herrenwortes, das eigentlich Bedeutendste an den Schluß rückt. Daß aber die Torheit bedeutender ist als die Weisheit, bestätigt uns Ecclesiasticus — wer er auch sein mag — einwandfrei im . Kapitel. Bei Herkules, ich will aber seine Worte nicht eher anführen, bis ihr auf meine Einleitung einige passende Worte gesagt habt, wie das bei Platon die Gesprächspartner des Sokrates machen. Was muß man mehr verbergen, was selten und kostbar oder was gewöhnlich und wohlfeil ist? Warum schweigt ihr? Wenn ihr hinter dem Berge haltet, wird das griechische Sprichwort „Den Wasserkrug vor die Türe!“ für euch antworten. Rümpft nicht die Nase darüber; denn Aristoteles, der Abgott unserer Meister, führt es an. Würde einer von euch etwa so töricht sein und Edelsteine und Gold offen liegen lassen? Beim Herkules, das möchte ich nicht annehmen. In unergründlichen Verstecken, ja in den geheimsten Winkeln wohlverwahrter Schreine hebt ihr das auf, wertloses Zeug laßt ihr vor aller Augen. Wenn also Wertvolles verborgen und Plunder offen ausgestellt wird, liegt es dann nicht klar auf der Hand, daß die Weisheit, die man nicht unter den Scheffel stellen soll, unbedeutender ist als die Torheit, die man verhehlen soll? Hört jetzt die Worte der Belegstelle selbst: „Es ist besser für den Menschen, die Torheit zu verheimlichen, als die Weisheit zurückzuhalten.“ Warum sagt denn die Heilige Schrift dem Toren die Demut der Seele nach, während doch der Weise keinen sich gleichstellt?



So verstehe ich nämlich, was Salomo im 10. Kapitel schreibt: „Weil er selbst verrückt ist, hält der Tor draußen alle für töricht.“ Ist das nicht etwa ein Zeichen unschuldvoller Gesinnung, alle anderen sich gleich zu achten und im Vollgefühl der eigenen Herrlichkeit mit allen die Vorzüge teilen zu wollen. Selbst Salomon schämt sich nicht dieses Namens, wenn er im Kapitel seiner Sprüche sagt: „Ich bin der größte Narr unter den

Männern." Auch Paulus, der große Völkerlehrer, muß notwendig gegenüber den Korinthern den Beinamen eines Toren zugeben: „Ist es die Unverständigkeit, sage ich, ich vermag mehr." Gleichsam als ob es schimpflich sei, an Torheit übertroffen zu werden! Doch allmählich wollen mir wohl einige Griechlein ans Zeug, die die gesamte moderne Theologenschaft vor den Kopf stoßen und alle anderen umnebeln möchten. Wenn nicht das Alpha, so doch gewiß Beta dieser Herde ist mein Erasmus, den ich ehrenhalber öfters erwähne. O reichlich närrische und der Torheit wahrhaft angemessene Auslegung, werden sie sagen! Der Sinn des Apostels geht andere Wege als deine Hirngespinnste. Er will mit den angeführten Worten nicht sagen, daß er für törichter gehalten werden möchte als alle anderen. Wenn er nämlich gesagt hätte: „Sie sind Diener Christi, ich aber auch", hätte er sich gleichsam gebrüstet und den anderen darin gleichgestellt; verbessernd setzt er hinzu „ich vermag mehr", in dem Bewußtsein, daß er den übrigen Aposteln im Dienst des Evangeliums nicht nur gleich, sondern sogar zu höherem Dienst berufen sei. Um das zu bekräftigen und doch nicht überheblich zu erscheinen, schützt er Torheit vor. Schlichter ausgedrückt: Er habe wohl gewußt, daß es ein Vorrecht der Toren sei, die Wahrheit zu sagen, ohne Anstoß zu erregen. Was Paulus bei diesen Worten gedacht hat, überlasse ich ihren eigenen Disputationen. Ich halte es lieber mit den großen, handfesten und allgemein anerkannten Theologen, mit denen ein großer Teil der gelehrten Welt beim Zeus lieber irren als mit jenen dreizüngigen Kennern des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen das rechte Verständnis gewinnen will.



Keiner von ihnen würde auch die Griechlein für etwas anderes als Schwätzer halten, zumal ein gepriesener Theologe — seinen Namen will ich klüglich unterdrücken, damit unsere Schwätzer nicht gleich auf ihn die griechische Stichelei von dem Esel und der Lyra ausmünzen — bei der meisterlich-theologischen

Auslegung mit dieser Stelle („Wie ich als weniger Weiser spreche; ich vermag mehr“) ein neues Kapitel beginnt und, was er ohne höchste Dialektik nicht gekonnt hätte, eine neue Einteilung bringt und dann so erklärt (ich bringe seine Deutung wörtlich, nicht nur dem Inhalt nach): „Wie ich als weniger Weiser spreche“ heißt: Wenn ich euch närrisch vorkomme, indem ich mich mit den Pseudoaposteln gleichsetze, werde ich euch noch weniger weise erscheinen, wenn ich mich über sie stelle. Trotzdem kommt derselbe Theologe gleich hinterher, als ob er sein eigenes Wort vergessen hätte, auf einen ganz anderen Zusammenhang. Doch wozu halte ich mich ängstlich an ein einziges Beispiel? Ist es doch das öffentliche Recht der Theologen, den Himmel, das heißt die Heilige Schrift, wie ein Fell zu dehnen und zu spannen. So widerstreiten sich nach dem Zeugnis des Fünfsprachenkenners Hieronymus bei Paulus die Worte der Heiligen Schrift; denn als er in Athen die Altarinschrift gesehen hatte, machte er sie zu einem Beweis des christlichen Glaubens, indem er die unpassenden Worte übergang und nur die letzten aufgriff, die da hießen: „Dem unbekannten Gott“. Doch auch diese änderte er noch ein wenig. Die vollständige Inschrift hieß nämlich: „Den Göttern Asiens, Europas und Afrikas; den unbekannten und ausländischen Gottheiten!“ Nach seinem Vorbild greifen die Theologen hier und dort vier oder fünf Worte auf, entstellen sie je nach Bedarf und machen sie sich mundgerecht, möglichst gerade die vorhergehenden oder folgenden, die für die Sache belanglos oder gar sinnwidrig sind.



Das machen sie mit so erfolgreicher Dreistigkeit, daß manchmal sogar die Theologen von den Juristen darum beneidet werden. Wer sollte ihnen auch noch das Wasser reichen können, nachdem jener große — beinahe wäre mir der Name entschlüpft; doch ich fürchte wieder das griechische Sprichwort von dem Esel und der Lyra — aus den Worten des Lukas einen Sinn erpreßt, der zum Geiste Christi paßt wie Feuer zum Wasser. In einem Augenblick der höchsten Gefahr nämlich, wenn sich gewöhnlich die Schutzbedürftigen an ihre Patrone halten und nach Kräften mitstreiten, fragte Christus in der Absicht, jedes Vertrauen auf solche Hilfen aus dem Herzen der Seinen zu entfernen, die Jünger, ob ihnen je etwas gefehlt hätte, wo er sie doch so ohne jede Wegzehrung ausgesandt hatte, daß sie nicht einmal mit Schuhen gegen Dornen und Steine geschützt waren und nichts zum Leben hatten. Auf ihre Erklärung, daß nie etwas gefehlt habe, sagte er weiter: „Wer aber jetzt ein Bündel hat, soll es aufnehmen, wer einen Ranzen hat, desgleichen, und wer nichts hat, soll sein Gewand versetzen und ein Schwert kaufen." Da nun die ganze Lehre Christi auf Sanftmut, Gelassenheit und Unbekümmertheit im Irdischen eingestellt ist, erkennt man doch gleich den Sinn dieser Stelle. Er möchte seine Sendboten noch mehr entwaffnen, daß sie nicht nur Schuhe und Ranzen mißachten, sondern ihre Kleider auch abwerfen, bloß und völlig unbeschwert an ihre evangelische Sendung herangehen und sich nichts anderes verschaffen als ein Schwert; nicht das Schwert, mit dem Wegelagerer und Mörder wüten, sondern das Schwert des Geistes, das bis in die tiefsten Falten des Herzens dringt und alle Leidenschaften mit einem Streich so beseitigt, daß ihnen nichts anderes am Herzen liegt als Frömmigkeit.



Jetzt seht aber bitte auch, wie nun jener gepriesene Theologe die Worte verdreht: Das Schwert erklärt er als die Abwehr der Verfolgung, das Bündel als ausreichenden Verpflegungsvorrat, gleichsam als ob Christus auf einmal seinen Sinn gewandelt hätte und seine frühere Lehre widerriefe, weil er seine Missionare in unzulänglicher Ausrüstung weggeschickt hätte. Er legt

es also aus, als ob Christus sein Wort von der Seligkeit unter Vorwürfen, Schmähungen und Martern, sein Verbot des Widerstands gegen das Übel und die Seligpreisung der Sanftmütigen, nicht der Trotzigen, vergessen hätte oder nicht mehr wüßte, daß er sie auf das Beispiel der Sperlinge und Lilien verwies. Jetzt hätte er auf einmal für ihre Sendung das Schwert so notwendig erachtet, daß sie dafür das Gewand hingeben müßten, jetzt sollten sie auf seine Weisung hin auf einmal lieber nackt als ungerüstet ausgehen. Wie er in dem Wort Schwert alles enthalten glaubt, was zum Widerstand gegen die Gewalt dient, so begreift er unter dem Wort „Geldbörse“ alles, was zum Lebensunterhalt gehört. So führt denn der Dolmetsch des göttlichen Geistes die Apostel wohlausgerüstet mit Lanzen, Wurfmaschinen, Schleudern und Mörsern hinaus zur Predigt des Gekreuzigten. Er bepackt sie mit Schatullen, Lederkoffern und Bündeln, damit sie jederzeit einkehren und gut frühstücken können. Es macht ihm gar nichts aus, das Schwert, das er gerade noch so teuer hatte kaufen lassen, dann wieder mit eindringlichen Worten verbergen zu heißen. Es wäre doch unerhört, daß die Apostel keine Schwerter und Schilde gegen die Gewalt der Heiden gebraucht hätten oder überhaupt gebrauchen würden, wenn Christus es so gemeint hätte, wie dieser hier es auslegt. Es gibt einen ändern, den ich aus Scheu nicht nenne, der aber keineswegs unbekannt, ist. Aus den Zelten, die Habakuk erwähnt („Die Zelte des Landes Madian werden verwirrt werden“), hätte er die Haut des geschundenen Bartholomäus machen mögen. Ich selbst wohnte kürzlich einer theologischen Disputation bei (was ich häufig tue). Als dort einer haargenau die Stelle der Schrift wissen wollte, die befiehlt, daß man die Ketzer mehr mit Feuer als durch Auseinandersetzung bezwingen müsse, erhob sich ein würdiger Greis, der

durch seine finstere Miene gebührend als Theologe ausgezeichnet war, und erwiderte mit großem Unwillen, dieses Gesetz habe der Apostel Paulus erlassen, der gesagt hätte: „Weise den Ketzer einige male zurecht und halte ihn dir dann vom Leibe!" Als er die Worte mehrmals wiederholte und die meisten sich über sein Gebaren wunderten, erläuterte er schließlich, man halte ihn sich vom Leibe, indem man ihn ins Jenseits befördere. Einige fühlten sich belustigt, es waren aber auch viele da, denen diese Erklärung höchst theologisch erschien. Als immer noch einige widersprachen, haute er den Gordischen Knoten glatt durch. Der Fall liegt so, sagte er: Es steht geschrieben, du sollst einen Übeltäter nicht leben lassen, jeder Ketzer ist ein Übeltäter, also... Alle Anwesenden bewunderten den Geist des Menschen, und bieder fügte man sich seinem Spruch. Keinem kam es in den Sinn, daß jenes Gebot sich auf Weissager, Zauberer und Magier bezieht, sonst müßte man ja Hurerei und Trunksucht auch mit dem Tode bestrafen. Doch es ist dumm von mir, aufzählen zu wollen, was so ins Ungemessene geht, daß weder die Bände des Chrysipp noch des Didymus alles aufnehmen könnten. Ich wollte nur auf folgendes hinweisen: Wenn jene erhabenen Meister das dürfen, soll man auch mir als einem theologischen Analphabeten durch die Finger sehen, wenn ich alles weniger erschöpfend behandle. Jetzt will ich aber endlich auf Paulus zurückkommen. „Willig", sagt er, „ertragt ihr die Narren", und spricht dabei von sich. Und wiederum: „Nehmt mich als einen Narren hin! Ich spreche nicht im Sinne des Herrn, sondern gleichsam in Narrheit."



„Wir“, sagt er, „sind Toren um Christi willen.“ Ihr hört, von welch hervorragendem Autor hier die Torheit, hochgepriesen wird. Empfiehlt der gleiche Apostel die Torheit nicht geradezu als vordringlich lebensnotwendig und überaus heilsam? „Wer sich unter euch weise dünkt, werde ein Tor, damit er weise ist.“ Bei Lukas nennt Jesus die zwei Jünger, denen er sich unterwegs angeschlossen hatte, Toren. Das scheint mir weiter gar nicht erstaunlich, wo doch der heilige Paulus Gott selbst Torheit nachsagt. „Was bei Gott töricht ist“, sagt er, „ist weiser als die Menschen.“ Origenes sträubt sich allerdings dagegen, diese Torheit mit der menschlichen Auffassung zu vergleichen, er begreift sie in dem Sinne, daß das Wort vom Kreuz denen Torheit ist, die in ihr Verderben rennen. Doch ich halte es für zwecklos, immerzu diese Dinge mit peinlicher Sorgfalt und einem Aufgebot an Zeugnissen auszubreiten. Sagt doch Christus in den mystischen Psalmen selbst ganz klar zum Vater: „Du kennst meine Torheit.“ Es kommt also nicht von ungefähr, daß die Toren bei Gott so gut angeschrieben sind. Auch die fürstlichen Häupter begegnen kühnen Naturen nur mit Mißtrauen und Abneigung wie Cäsar dem Brutus und Cassius, wogegen er den trunksüchtigen Antonius nicht im geringsten fürchtete, oder wie Nero dem Seneca und Dionysius dem Platon; an Tölpeln und Einfaltspinseln dagegen haben sie ihre Freude. So wendet sich auch Christus immer ausdrücklich gegen die eingebildeten Klugen und verurteilt sie. Paulus bezeugt das einleuchtend mit den Worten „Was vor der Welt Torheit ist, hat Gott erwählt“, oder wenn er sagt, Gott habe es gefallen, durch Torheit die Welt zu erlösen, da er sie ja durch Weisheit nicht wiederherstellen konnte. Durch den Mund des Propheten verkündet er offen: „Die Weisheit der Weisen werde ich zunichte machen und die Klugheit der Klugen

verwerfen." Er gibt uns recht, wenn er dafür dankt, daß das Geheimnis der Erlösung den Weisen verborgen blieb, den Kleinen aber, das heißt den Toren, eröffnet wurde. Das griechische Wort für „Kleine“ bedeutet nämlich auch „Unverständige“, und er stellt sie den Weisen gegenüber. Dem entspricht auch die allgemeine Heftigkeit im Evangelium gegen Pharisäer, Schriftgelehrte und Gesetzeslehrer und die auffallende Vorliebe für das ungebildete Volk. Was bedeutet denn das „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer!“ anders als „Wehe euch Weisen!“. An Kindern, Frauen und Fischern dagegen scheint der Herr seine größte Freude gehabt zu haben. Ja, sogar unter der stummen Kreatur gefällt Christus am meisten, was an der Schläue des Fuchses den geringsten Anteil hat. Er bevorzugt den Esel als Reittier, obwohl er doch ohne Besorgnis auf einem Löwen hätte sitzen können, wenn er gewollt hätte. Der Heilige Geist kam in Gestalt einer Taube herab, nicht als Adler oder Falke; Hirschen, Maultieren und Lämmern begegnet man immer wieder in der Heiligen Schrift. Dazu paßt auch, daß er seine Auserwählten für das ewige Leben Schafe nennt. Ein dümmeres Tier gibt es ja nicht, was auch das aristotelische Sprichwort von dem Schafsbenehmen bestätigt. Es rührt von der Tölpelhaftigkeit dieses Viehs her, und man braucht es meistens als Scheltwort für Dummköpfe und stumpfsinnige Gesellen. Christus macht sich nun zum Hirten dieser Herde und legt sich selbst gern den Namen eines Lammes bei. Johannes weist ja auf ihn hin: „Siehe das Lamm Gottes!“ In der Apokalypse wird es oft erwähnt. Beweist das alles nicht eindeutig, daß alle Menschen töricht sind, sogar die frommen? Ist nicht Christus selbst, der doch die Weisheit des Vaters ist, auf eine gewisse Art zum Toren geworden, als er die Menschheit von ihrer Torheit erretten wollte und

menschliche Gestalt annahm? So ist er auch zur Sünde geworden, um die Sünden zu tilgen. Er wollte sie aber nicht anders tilgen als durch die Torheit des Kreuzes, durch einfältige und plumpe Sendboten. Ihnen legt er die Torheit ans Herz und warnt sie vor der Weisheit, wenn er sie auf das Beispiel der Kinder, der Lilien, des Senfkorns und der winzigen Sperlinge verweist, die doch alle stumpf und fühllos sind und sich, frei von Arglist und Berechnung, nur vom natürlichen Instinkt leiten lassen. Ja, er verbietet ihnen jede Art Sorge, wie sie wohl vor den Großen sprechen sollten, er untersagt ihnen das Forschen nach Zeit und Gelegenheit, vielleicht, damit sie nicht auf die eigene Klugheit bauten, sondern ihre Sache ganz auf ihn stellten. In diesem Sinne warnt der Schöpfer die Menschen auch, vom Baum der Erkenntnis zu essen, als ob die Erkenntnis für das Glück Gift sei.



Paulus verwirft die Erkenntnis unverblümt als aufgeblasen und gefährlich. Soviel ich weiß, ist es der heilige Bernhard, der nach seinem Beispiel den Sitz des Luzifer als Berg der Erkenntnis deutet. Vielleicht darf man auch dies als Beweis nicht geringschätzen, daß die Torheit bei den Himmlischen beliebt ist, weil man ihr allein Irrtümer verzeiht, dem Weisen gegenüber aber unnachsichtig bleibt. Daher stellen sich die gerissenen Sünder, wenn sie um Verzeihung bitten, dumm und suchen ihre Zuflucht unter dem Schutzmantel der Torheit. Aaron bittet nämlich folgendermaßen um Gnade für seine Schwester: „Ich beschwöre dich, mein Herr, rechne uns diese Sünde, die wir in Torheit begangen haben, nicht an!“ Auch Saul entschuldigt sich so bei David: „Es ist offenbar, daß ich töricht gehandelt habe.“ Selbst David schmeichelt sich so wieder beim Herrn ein: „Ich bitte dich, Herr, übersieh die Sünde deines Knechtes, da ich töricht gehandelt habe!“ Er tut doch so, als ob er nur Gnade finden würde, wenn er Torheit und Unwissenheit vorschützt. Noch viel schwerer wiegt aber, was Christus am Kreuze sagte, als er für seine Feinde bat: „Vater, vergib ihnen!“ Er fand dabei keine andere Entschuldigung als ihre Unklugheit: „Denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Ähnlich schreibt Paulus an Thimotheus: „Ich habe die Barmherzigkeit Gottes deshalb erlangt, weil ich in Unwissenheit und Unglauben gehandelt.“ Was heißt aber „in Unwissenheit und Unglauben“ anders als „Ich habe aus Torheit gehandelt, nicht aus Bosheit“? Was heißt „Ich habe die Barmherzigkeit deshalb erlangt“ anders als „Ich würde sie nicht erlangen, wenn ich nicht durch die Fürsprache der Torheit empfohlen wäre“? Der mystische Psalmendichter — eine Stelle, die ich eben schon hätte erwähnen müssen — mag für uns sprechen: „Gedenke

nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Unwissenheiten!" Ihr hört, welche zwei Dinge er vorschützt, - das Alter nämlich, dem ich immer gern zur Seite stehe, und die Unwissenheiten, die er auffälligerweise in der Mehrzahl anführt, um uns die Bedeutung und Wirkung der Torheit nahezubringen. Ich will mich aber nicht in endlose Einzelheiten verlieren und es nach meiner Art geradeheraus sagen: Die christliche Religion hat allem Anscheine nach eine innige Verwandtschaft mit der Torheit und recht wenig mit der Weisheit gemeinsam. Wollt ihr die Beweise dafür haben, dann richtet euer Augenmerk zunächst einmal auf die Kinder, Greise, Frauen und einfältigen Seelen, die mehr als alle anderen ihre Freude an Gottesdiensten und religiösen Übungen haben und deshalb, wie von der Natur getrieben, immer in unmittelbarer Nähe der Altäre sind. Zudem seht ihr ja auch, daß die ersten Glaubensboten in ihrer unverbrüchlichen Einfalt heftige Gegner der Wissenschaft waren. Schließlich gibt es keine besesseneren Narren als die von christlicher Glaubensinbrunst einmal ganz Erfaßten. Sie verschleudern ihre Habe, ertragen Ungerechtigkeiten, lassen sich hintergehen und machen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind; Vergnügungen sind ihnen zuwider, und sie haben ihr Genügen an Hunger, Nachtwachen, Tränen, Mühsal und Schmähungen; sie hassen das Leben und wünschen sich nur den Tod; kurz, sie scheinen jedes Gefühl für gesunden Menschenverstand eingebüßt zu haben, als ob ihr Geist nicht im Körper anwesend wäre. Was ist denn das anders als Unverstand, Verrücktheit? Um so weniger erstaunlich mag es sein, wenn die Apostel „voll süßen Weines" schienen und Paulus dem Richter Festus wie ein Verrückter vorkam. Doch da wir einmal unsere

Eselsgestalt in das Löwenfell der Bildung gekleidet haben, wollen wir auch noch beweisen, daß die Seligkeit der Christen, die sie unter so viel Mühen erstreben, nichts anderes ist als eine Art Verrücktheit oder Torheit. Nehmt an den Worten keinen Anstoß und überlegt lieber sachlich! Zusammen mit den Platonikern sind die Christen der Ansicht, daß die Seele in den Fesseln des Körpers gebunden und begraben sei und durch seine Stofflichkeit gehindert werde, die Wahrheit zu schauen und zu genießen.



Die Philosophie wird dabei als Betrachtung des Todes erklärt, weil durch sie der Geist von den sichtbaren und körperhaften Dingen abgelenkt wird, und dasselbe bewirkt ja überall der Tod. Solange nun die Seele von den körperlichen Organen den rechten Gebrauch macht, nennt man sie bei Sinnen. Sobald aber die Fesseln gesprengt sind und sie Freiheit gewinnen will, das heißt also auf Flucht aus dem Gefängnis sinnt, spricht man von Unbesonnenheit. Ist Krankheit oder ein organischer Fehler die Ursache, sprechen alle einstimmig von Verrücktheit. Gleichwohl sehen wir solche Menschen die Zukunft vorhersagen, in Zungen reden und Wissenschaften verstehen, die sie niemals gelernt haben. Im ganzen kann man sagen, daß ein Schimmer göttlichen Wesens sie umgibt. Unzweifelhaft kommt es daher, daß der Geist, sobald er von der Bindung ans Körperliche ein wenig frei geworden ist, seine natürliche Kraft zu entfalten beginnt. Aus dem gleichen Grunde kommen die Menschen in der Sterbestunde in eine ähnliche Lage, so daß sie wie Erleuchtete weissagen. Wenn der Frömmigkeitseifer zu diesem Ergebnis führt, ist es vielleicht nicht die gleiche Art Verrücktheit, ist aber doch so hart daran, daß viele Menschen es als bare Verrücktheit bezeichnen, zumal nur einige wenige Erdenkinder sich in ihrer ganzen Lebensweise von der menschlichen Gemeinschaft absondern. Daher geht es jenen gewöhnlich so wie im Gleichnis des Platon jenen, die in der Höhle gebunden die Schatten der Dinge anstaunen, und jenem Ausreißer, der in die Höhle zurückkommt und behauptet, das Wesen der Dinge geschaut zu haben. Sie seien im Irrtum, meinte er, weil sie glaubten, es gebe nichts anderes als die elenden Schatten. So bedauert und beweint der Weise ihre verrückte Befangenheit in solchem Irrtum, wogegen sie wieder über seine Verrücktheit lachen und ihn

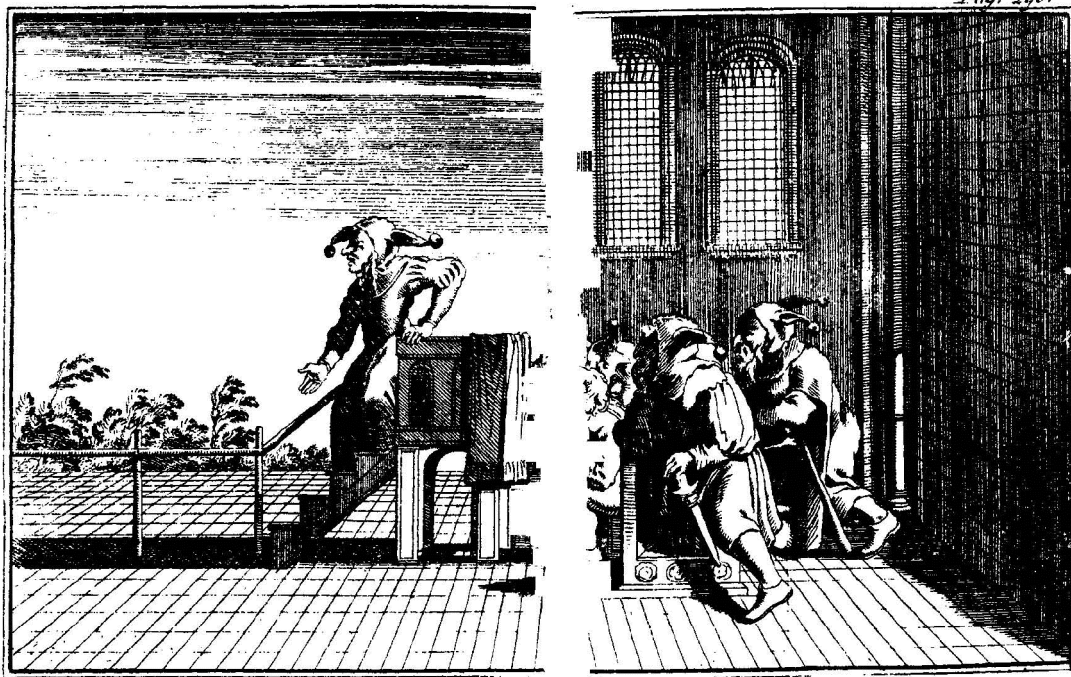
hinausschmeißen. Dasselbe macht der große Haufen, der das grob Körperliche schätzt und es für allein wirklich hält. Die Frommen hingegen mißachten alles, je körperhafter es ist, und geben sich ganz der Beschauung der unsichtbaren Dinge hin. Jene schätzen den Reichtum über alles, nächst diesem die körperlichen Bequemlichkeiten und räumen der Seele den geringsten Anspruch ein; die meisten glauben nicht einmal an ihr Dasein, weil sie nicht sichtbar ist. Dagegen wenden sich die Frommen vor allem zu Gott, dem Urgrund der Einfachheit. An zweiter Stelle kommt bei ihnen die Seele, aber nur, weil und insofern sie Gott am nächsten ist. Um das körperliche Leben machen sie sich keine Sorge, mißachten und meiden das Geld geradezu wie Ballast. Müssen sie sich mit solchen Dingen abgeben, tun sie es nur ärgerlich und mit deutlichem Ekel. Sie „haben, als ob sie nicht hätten, und besitzen, als ob sie nicht besäßen“. Auch in der Sinneswelt machen sie noch besondere Unterschiede. Obwohl alle Sinne am Körper haften, sind doch manche darunter gröber, wie Gefühl, Gehör, Gesicht, Geruch und Geschmack. Andere sind weniger körperhaft, wie Gedächtnis und Wille. Wohin sich die Seele wendet, dort ist ihr Einfluß bestimmend. Da nun die Frommen alle Kraft der Seele von den gröberen Sinnen abziehen, werden diese gleichsam stumpf und unempfindlich. Die große Masse ist gerade hier besonders geweckt, in den geistigeren Sinnen aber denkbar unentwickelt. So kommt es, daß man von manchen Heiligen hört, die Öl statt Wein getrunken hätten. Auch unter den seelischen Regungen gibt es grob körperliche, wie Brunst, Eßlust, Schlafsucht, Jähzorn, Stolz und Neid. Unversöhnlich stehen die Frommen mit ihnen auf Kriegsfuß, während der Menge das Leben ohne sie nicht lebenswert ist. Es gibt auch gleichsam natürliche Regungen, die die Mitte halten, wie

Vaterlandsliebe, Kinderliebe, Elternliebe und Freundesliebe. Auch diesen mißt die Menge einen gewissen Wert bei, die Frommen bemühen sich aber, auch sie aus ihrer Seele zu entfernen, soweit sie sich nicht ins rein Geistige erheben und der Vater nicht mehr als Vater — was hat er denn anders gezeugt als den Körper, obwohl selbst der noch von Gott geschaffen ist? —, sondern als guter Mensch erscheint, in dem das Bild jenes höchsten Geistes sichtbar wird, den sie das einzige und höchste Gut nennen und neben dem nach ihrer Behauptung nichts Liebe und Eifer verdient. Nach diesem Maße messen sie alle anderen Aufgaben des Lebens, und wenn etwas Sichtbares noch so verdienstlich ist, geben sie dem Unsichtbaren doch ohne Bedenken den Vorzug. Sie sagen aber, daß man auch bei den Sakramenten und selbst im Frömmigkeitsleben das Körperliche vom Geistigen unterscheiden könne. Beim Fasten bedeutet es noch gar nichts nach ihrer Meinung, wenn einer sich nur vom Fleisch und der Abendmahlzeit enthält — was der gemeine Haufen ja bereits für ein vollkommenes Fasten ansieht —, wenn er nicht gleichzeitig die Begierden einschränkt, weniger rasch aufbraust als gewöhnlich und seinen Stolz mäßigt, damit der Geist freier atmet unter seiner körperlichen Last und sich zum freudigen Genuß der himmlischen Güter erhebt. Ähnlich ist bei der Eucharistie der äußere Vorgang, obwohl er keineswegs gleichgültig sei, wie sie sagen, an sich ungenügend oder gar verderblich, wenn das Geistige nicht hinzukommt, also das in jenen sichtbaren Zeichen Dargestellte. Dargestellt wird aber der Tod Christi, den die Menschen durch Bändigung, Tilgung und gleichsam durch das Begräbnis ihrer körperlichen Leidenschaften verwirklichen müssen, damit sie zu neuem Leben auferstehen und mit ihm und unter sich eins werden. Auf solches sinnt und richtet sich

der Fromme ein. Das Volk glaubt aber, daß das Opfer nichts anderes sei als der Kirchenbesuch, und zwar ein möglichst häufiger Kirchenbesuch, das Anhören beliebigen Wortgeklingels und das Zuschauen bei dergleichen Zeremonien. Doch nicht bloß in diesen Dingen, die wir nur als Beispiel angeführt haben, sondern überall im Leben hält sich der Fromme vom Körperhaften fern. Das Ewige, Unsichtbare und Geistige hält seinen Sinn gefangen. Dieser unüberbrückbare Gegensatz der Anschauungen führt dazu, daß beide Parteien einander als verrückt betrachten. Gleichwohl paßt das Wort meiner Ansicht nach besser auf die Frommen als auf die große Masse. Das wird noch deutlicher erkennbar, wenn ich meinem Versprechen gemäß in Kürze beweise, daß jenes höchste Entzücken nichts anderes ist als eine Art Verrücktheit. Ihr werdet mir zugeben, daß Platon etwas Ähnliches gedacht hat, als er schrieb, die Liebesraserei sei das Allerseligste. Wer heftig liebt, lebt schon nicht mehr in sich, sondern im Gegenstand seiner Liebe. Je weiter er von sich selbst abkommt und in jenen eingeht, um so größer wird ständig seine Freude. Wenn die Seele von dem Körper scheiden will und ihre Werkzeuge nicht recht gebraucht, wird man ohne Zweifel von Raserei sprechen können. Was soll es denn sonst heißen, was man allgemein sagt: „Er ist nicht bei sich“ und „Komm zu dir!“ und „Er hat sich gefaßt“? Je vollkommener die Liebe ist, um so heftiger und seliger ist die Raserei. Wie wird also das himmlische Leben beschaffen sein, nach dem die frommen Seelen mit solcher Inbrunst aufseufzen? Als überlegener Sieger wird der Geist den Körper aufzehren, und er wird es um so leichter tun, weil er den Körper im Leben schon längst auf diese Verwandlung hin geläutert hat, dann aber wird auch der Geist von jenem höchsten Geist auf wunderbare Weise aufgezehrt, da dieser ja

unendlich mächtiger ist. Wenn so der ganze Mensch außer sich ist, erfährt er etwas Unaussprechliches von dem höchsten Gut, das alles an sich zieht. Immerhin wird diese Seligkeit erst dann vollkommen zuteil, wenn die Seelen ihren früheren Körper wieder empfangen haben und Unsterblichkeit genießen. Da aber das Leben der Frommen nur die immerwährende Betrachtung und gleichsam der Schatten jenes Lebens ist, verspüren sie gelegentlich schon einen Geschmack oder Hauch des Lohnes. Obwohl das nur ein winziges Tröpfchen ist im Vergleich zur Quelle der ewigen Seligkeit, übertrifft es doch bei weitem alle Lust des Körpers, auch wenn man alle Köstlichkeiten der Welt zusammennimmt. So hoch steht das Geistige über dem Körperlichen, das Unsichtbare über dem Sichtbaren. Das ist es, was der Prophet verheißt: „Kein Auge hat es gesehen, und kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Das ist auch der Teil der Maria, der ihr nicht genommen wird im Wandel der Dinge, sondern zur Vollendung reift. Die das fühlen durften — es wird aber ganz wenigen zuteil —, erleiden etwas, was der Entrückung sehr nahek kommt, sprechen unzusammenhängende Worte und machen sich nicht nach Menschenart, sondern ohne Sinn bemerkbar, wobei sie unvermittelt den Gesichtsausdruck völlig wechseln. Bald sind sie erregt, bald niedergeschlagen, bald weinen, bald lachen und bald seufzen sie. Kurz gesagt, sie sind ganz außer sich. Wenn sie wieder zu sich kommen, wollen sie nicht wissen, wo sie gewesen sind, ob im Körper, ob außerhalb des Körpers oder im Schlaf. Sie erinnern sich nur nebelhaft und wie nach einem Traum, was sie gehört, gesehen, gesagt und getan haben, und wissen nur so viel, daß sie in tiefster Seligkeit waren, als sie so entrückt wurden. Deshalb bedauern sie auch, daß sie

wieder zur Besinnung gekommen sind, und möchten am liebsten auf immer in solcher Verrücktheit von Sinnen sein.



Trotzdem ist es nur eine dürftige Kostprobe der künftigen Seligkeit. Doch ich bin in meiner Vergeßlichkeit schon längst über das Ziel hinausgeschweift. Sollte ich in meinen Worten zu bissig oder geschwätzig gewesen sein, bedenkt immer, daß ich als Torheit und Frau zu euch gesprochen habe. Denkt aber auch an das wohl griechische Sprichwort, daß oft auch ein törichter Mensch ein treffendes Wort sagt, sofern ihr nicht etwa meint, das Wort beziehe sich nicht auf Frauen.



